Beschreibung

meiner Reisen

und

der merkwürdigen Begebenheiten meines Lebens,

von

Ernst Wilhelm Drümpelmann,
der Medicin und Chirurgie ausübendem Arzte.

Riga, 1813.
Gedruckt bei Jul. Conr. Dan. Müller.

Der Druck dieser Schrift wird unter der Bedingung bewilligt, daß nach Abdruck und vor dem Debit derselben ein Exemplar davon für die Censur-Committee, eins für das Ministerium der Aufklärung, zwey für die öffentliche Kaiserliche Bibliothek, und eins für die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, an die Censur-Committee eingesandt werden.

Dorpat, den 26. August 1812.

D. W. F. Hetzel,
Censor.

Allen

meinen entfernten

Anverwandten und Freunden

gewidmet.

Vorerinnerung.

Es würde mir vielleicht nie in den Sinn gekommen seyn, die merkwürdigsten Ereignisse meines Lebens dem lesenden Publikum in einer ausführlichen Erzählung vorzulegen, wenn ich nicht von Zeit zu

Zeit das Bedürfniß gefühlt hätte, meinen in Deutschland noch lebenden Verwandten, welche ich nunmehr seit zwey und dreyßig Jahren nicht wiedergesehen, einige, vielleicht ihnen interessante Nachrichten über mich zukommen zu lassen. — Wer es weiß, wie viel man in unsern Zeiten von historischer Kunst in der Darstellung des Geschehenen spricht, und wie weit man insbesondere seine Forderungen treibt, wenn von Biographien die Rede ist, der mögte allerdings bald abgeschreckt

werden, sich in dieser Art der Schriftstellerey zu versuchen. Allein, es sey, daß ich auf kunstgerechte historische Darstellung Verzicht leisten muß; es sey, daß ich es nicht verstehe, mit modernen Worten und Redensarten, mit Anführungen aus beliebten neuern Schriftstellern zu prunken, und daß weder ihre sentimentalen, oder ihre kraftvollen Redensarten mir so zu Gebote stehen, als wie Mancher es vielleicht gerne hätte. Meine Absicht geht nur dahin, zu erzählen, was

ich sah und erfuhr, und wie jene merkwürdigen Erscheinungen sich mir selbst in meiner damaligen Lage und nach der einstweiligen Stimmung meiner Seele darstellten. Genug für mich, wenn also meine entfernten Angehörigen nicht nur, sondern auch manche Andere, die mich persönlich kennen, diese kleine Schrift mit einiger Theilnahme lesen, und daraus ersehen, daß das minder Angenehme in meinem Leben keinesweges ein Werk eigener Verschuldung war; so wie das Erfreuliche,

dessen ich mit Dank gegen mein Schicksal erwähnen werde, doch wohl nicht ganz einem launischen und verdienstlosen Glücke beigemessen werden dürfe.

Ich schließe die Geschichte meines früheren Lebens mit meiner Ankunft in Riga, und mit meinem bleibenden Aufenthalte theils in dieser Stadt, theils in dem liefländischen Gouvernement. Ausgezeichnete Schicksale erlebte ich in meinem jetzigen zweyten Vaterlande nicht; das, was

mir seit den letzten zwey und zwanzig Jahren begegnete, und in welcher Lage ich mich gegenwärtig befinde, dies wird am Schlusse meiner Selbstbiographie kürzlich angedeutet werden. Mein Thun und mein Lebenswandel sind übrigens einem beträchtlichen Theil des liefländischen und rigischen Publikums bekannt, und ich überlasse es nunmehr seiner Entscheidung, ob Rechtlichkeit und Ordnung in Geschäften, und überlegte Bescheidenheit in meinen Wünschen mir in dem Maaße eigen sind,

als ich sie mir von jeher möglichst zu eigen zu machen strebte.

Riga, im Jahr 1812.

E. W. Drümpelmann.

Inhalt.

Seite.

I. Abstammung und Jugendjahre.

Abstammung und Jugendjahre . . . . . 3.

II. Anstellung in königlich-dänischen Seedienſten.

Reiſe nach außer-europäiſchen Ländern . . 13.

Mißlungene Expedition nach Grönland . . 15.

Reiſe nach Batavia . . . . . 29.

Seite.

III. Anstellung in russisch-kaiserlichen Diensten.

Aufenthalt in Rußland. Veranlassung nach Rußland zu gehen; erster Eintritt in russisch-kaiserliche Dienste; Uebungscampagnen zur See . . . . . 63.

Reise nach Cherson; Pest daselbst in den Jahren 1783 bis 1785, und eine darauf folgende Heuschreckenverwüstung . . . 74.

Schiffbruch im schwarzen Meere auf dem Kriegsschiffe St. Alexander . . . . . 89.

Besuch in Constantinopel . . . . . 103.

Erste Reise von Cherson nach Riga; Verheirathung daselbst . . . . . 116.

Reise der Kaiserin Catharina der Großen nach Cherson . . . . . 134.

Seite.

Reisen während des Türkenkrieges von 1787 bis 1790; Aufenthalt zu Moszna und Nikolaew; Edelmuth eines Saporoger Kosaken; Otschakow nach seiner Einnahme . . . . . 145.

Letzter Aufenthalt zu Cherson; Erdbeben daselbst; Abschied aus dem russisch-kaiserlichen Dienste; kurzer Aufenthalt zu Gruschewka; Ueberfall von Räubern; Ankunft in Riga . . . . . 181.

Aufenthalt in Riga und Liefland . . . . 193.

I.

Abstammung und Jugendjahre.

Abstammung und Jugendjahre.

Ehe ich es unternehme, meinen Freunden und theilnehmenden Bekannten die Begebenheiten meines früheren Lebens zu erzählen, sey es mir erlaubt, einige Nachrichten über meine Vorfahren, und besonders über meinen mir jederzeit unvergeßlichen Vater vorauszuschicken.

Mein Großvater von väterlicher Seite stammte aus dem Fürstlich Anhalt-Dessauischen her. Dem Wunsche seiner Aeltern gemäß sollte er zwar die Theologie studiren; er erhielt deshalb in seiner Jugend allen hiezu erforderlichen Schulunterricht, und außerdem noch Privatunterweisung in solchen Wis-

senschaften und Sprachen, welche damals in öffentlichen Schulen nicht gelehrt wurden. Bald aber entwickelte sich in ihm eine entscheidene Vorliebe für den Militairstand; seine Aeltern, welchen sein Talent und seine körperliche Constitution für diese selbstgewählte Lebensweise hinlänglich geeignet schienen, billigten das Vorhaben ihres Sohnes. Er trat sonach in seinen Jünglingsjahren zuerst in römisch-kaiserliche, und nachher in königlich-französische Kriegsdienste, aus welchen letzteren er nach eilf oder zwölf Jahren als Oberstlieutenant entlassen wurde. In seinem neun und zwanzigsten Jahre verheirathete er sich mit einem Fräulein von Desault. Drey Kinder, zwey Töchter und ein Sohn, waren die Frucht dieser Eheverbindung; die beyden ersteren starben bereits als Kinder; meinem Vater allein war es vorbehalten, der Trost und die Freude seiner Aeltern zu seyn. Auf ihn, der ohnehin Liebling beyder Aeltern war, wurde nunmehr alles gewandt, was zur Bildung des Geistes und Körpers zweckmäßig schien. Nach überstandenen Schuljahren betrat mein Vater die Universität zu Oxfort. Durch anhaltenden Fleiß hatte er sich in drey Jahren die nöthigen Kenntnisse,

vornehmlich in dem praktischen Theile der Rechtswissenschaft erworben, um sich nunmehr in einem öffentlichen Amte, zu welchem dergleichen Einsichten erforderlich waren, seinem Vaterlande nützlich zu machen. Dies ward auch eine desto dringendere Pflicht für ihn, da er seinen Vater schon während des Aufenthalts auf der Universität verlohren hatte, und die Mutter nicht in so günstigen Vermögensumständen nachblieb, daß ihm ein längerer Verbleib daselbst möglich wurde.

Nach vollendeter akademischer Laufbahn trat mein Vater in die Dienste des damals regierenden Herzogs von Mecklenburg, und erhielt das Amt eines Secretairs bei der Herzoglichen Justizkanzley zu Schwerin. Drey Jahre nachher übernahm er, von seinem Landesherrn dazu designirt, das Amt eines Stadtgerichts-Secretairs zu Bützow, durch welche Amtsveränderung er seine ökonomische Lage bedeutend verbesserte. Hier war er auch bereits im ersten Jahre seines Aufenthalts so glücklich, die Tochter des Stadtchirurgus Schütz, der früher in Königl. preußischen Diensten als Regimentschirurgus bey der Armee gestanden, kennen zu ler-

nen, deren edler Character und einnehmendes Betragen bald bey ihm den Wunsch rege machten, dieselbe als Gattin besitzen zu können. Der Zuneigung seiner ihm mit jedem Tage lieber gewordenen Auserwählten versichert, wagte er es ungesäumt, bey ihren Aeltern um sie anzuhalten, welche ihm auch ihre Zustimmung keineswegs versagten. Gewiß muß diese eheliche Verbindung meiner Aeltern eine höchst glückliche gewesen seyn, denn so lange ich mich unter ihrer Aufsicht und Leitung befand, — und dieses Glückes genoß ich bis in mein eilftes Jahr — kann ich mich nicht erinnern, an ihnen jemals etwas bemerkt zu haben, das auch nur den Anschein einer Mißhelligkeit oder gegenseitigen Unzufriedenheit gehabt hätte. In Liebe und Eintracht, in zuvorkommender gefälliger Begegnung, und gnügsam bey dem, was die Vorsehung ihnen beschieden hatte, lebten meine würdigen Eltern froh und zufrieden dahin. Neun Kinder waren die Frucht ihres sechs und zwanzigjährigen ehelichen Bundes, von denen jetzt aber nur noch fünfe, drey Söhne und zwey Töchter am Leben sind. Es ist nicht meine Absicht, und es würde mich von dem Plan einer Selbstbiogra-

phie zu weit abführen, im Fall ich die Schicksale jedes einzelnen meiner Geschwister ausführlich erzählen wollte. Nur mit wenigen Worten sey es hier erwähnt, daß mein ältester Bruder, der die Rechte studirt hat, noch jetzt in Hamburg lebt, und daselbst advocirt; daß die auf ihn folgende Schwester an einen Bürgermeister in dem Städtchen Tessin, in Mecklenburg verheirathet ist, und daß meine zweite Schwester einen Landpächter im Mecklenburgischen zum Manne hat, welcher sich vormahls in wohlhabenden Umständen befand, jetzt aber durch den verwüstenden Krieg, und dessen ungünstigen Einfluß auf Mecklenburg, in eine drückende Lage versetzt worden ist. Mein zweiter Bruder, der nur drey Jahre älter ist als ich, steht jetzt als Arzt mit dem Range eines Collegien-Assessors in Russisch-Kaiserlichen Diensten, und hat seinen Aufenthalt im Tscherkassischen Gouvernement. Ich selbst bin der jüngste unter meinen sämmtlichen Geschwistern, und mit dieser vorläufigen Andeutung sey sonach die Erzählung meiner eigenen Lebensschicksale begonnen.

Es war im Junius des Jahres 1758, als ich

zu Bützow, woselbst, wie schon gesagt, mein Vater in einem öffentlichen Amte lebte, das Licht der Welt erblickte. Ich wage nicht, zu bestimmen, ob das Beispiel mehrerer unter meinen Verwandten, oder was sonst, schon in meiner zarten Jugend bey mir die Neigung weckte, mich dereinst als Arzt der Welt, und insbesondere der leidenden Menschheit nützlich zu machen. Mein Vater, dem meine frühe Vorliebe für das Studium der Medizin nicht entging, war einsichtsvoll und zugleich gütig genug, um mir nicht nur in meinen Wünschen nachzukommen, sondern auch für meine Ausbildung zu dem selbstgewählten künftigen Beruf auf das gewissenhafteste wirksam zu seyn. Kaum aber hatte ich mein eilftes Jahr erreicht, als mein Vater in eine Krankheit verfiel, von welcher ihn die vereinte Kunst der damals zu Bützow lebenden Aerzte nicht zu retten vermochte. Er starb, der gute Vater, im zwei und funfzigsten Jahre seines Alters, beweint von einer treuen Gattin, von dankbaren Kindern, und betrauert von Allen, die seinen Werth kannten und zu würdigen wußten. Anspruchloses Wohlwollen schmückte sein edles Herz, sein gebildeter Verstand entschied allezeit

für die Wahl des wahrhaft Guten; friedlicher Sinn und Häuslichkeit waren das stillschweigende Gesetz eines Bundes, welchem der Verewigte als Gatte und Vater mit der längeren Dauer auch eine größere Festigkeit zu geben wußte. Eine herzliche Thräne, wie ich sie ihm schon damahls mit reinem Kindessinn für meine erste Erziehung widmete, fällt noch, indem ich diese Zeilen niederschreibe, auf die Palme seiner Unsterblichkeit.

Meine würdige, auch nunmehr seit neunzehn Jahren von hinnen geschiedene Mutter sah sich durch den Tod ihres Gatten in eine sehr bedrängte Lage versetzt, und dennoch mußte sie unter diesen Umständen die Erziehung mehrerer unversorgter Kinder, von welchen, wie schon gesagt, ich das jüngste war, übernehmen. Glücklicherweise wurde meine zweite Schwester mit dem vorhin erwähnten wohlhabenden Landpächter verheirathet. Mit dem von ihren Aeltern reichlich geerbten Wohlwollen übernahm sie die Herbeischaffung alles dessen, was ich etwa noch bis zur Beendigung meiner Studien bedürfen mögte. Vorbereitet, wie es meine häusliche Lage, und die

damalige Beschaffenheit der öffentlichen Schule zu Bützow erlaubte, betrat ich sonach im Jahre 1773 die eben daselbst in jenen Zeiten noch bestehende Universität. Meine Lehrer in der Arzneywissenschaft waren die Professoren Spangenberg, Dethardding und Schaarschmidt. Männer, deren Verdienste um die Litteratur der Medizin noch in unseren Zeiten nicht übersehen werden dürfen, und deren gründlichem Unterrichte auch ich noch jetzt meinen Dank nicht versagen kann.

II.

Anstellung in Königlich dänischen Seedienſten.

Reise nach außer-europäischen Ländern.

Im Jahre 1776 verließ ich die Universität. Da sich in meiner Vaterstadt, und so viel ich wußte, auch in Mecklenburg keine Anstellung fand, auf welche ich schon damals hätte sichere Rechnung machen können, auch ich ein dringendes Bedürfniß empfand, auf Reisen die Welt näher kennen zu lernen, als ich sie bisher kennen gelernt hatte; so verließ ich einstweilen mein Vaterland, um an einem andern Orte der Früchte meines Fleißes auf der Universität zu genießen. Glücklicherweise besaß ich das Zutrauen meiner akademischen Lehrer, und diese hatten die Gewogen-

heit, mich mit Empfehlungsschreiben an die verdienstvollen und gleichfalls in der gelehrten Welt hinlänglich bekannten Professoren Callisen und Tode zu Kopenhagen zu versehen. Theils jenen Empfehlungen, noch mehr aber der ausgezeichneten Humanität des Professors und Königlichen Leibarztes Callisen muß ich es verdanken, daß ich wider meine Erwartung schnell als Arzt auf der dänischen Flotte angestellt wurde. Diese Beförderung veranlaßte die beyden mir so merkwürdigen Seereisen, deren Verlauf ich jetzt ausführlicher zu berichten habe.

Mißlungene Expedition nach Grönland.

Es war im Jahr 1776, als das Königlich dänische Frachtschiff von 24 Kanonen, Amor genannt, und mit ihm ein anderes von eben so vielen Kanonen, das den Namen Amicitia führte, auf den Wallfischfang nach Grönland ausgerüstet wurden. Auf ersterem Schiffe war die Stelle eines Schiffsarztes vacant, welche auf meines Gönners Callisen's Empfehlung mir verliehen wurde. Am 27sten März des gedachten Jahres waren beyde Schiffe segelfertig und hatten auf die Rhede ausgelegt, um mit dem ersten günstigen Winde in See zu gehen. Kaum hatten wir aber die Nordsee erreicht, als sich ein heftiger Sturm erhob, der vierzig Stunden anhielt, und dem Amor ei-

nen so starken Leck verursachte, daß fünf Pumpen, die Tag und Nacht in steter Bewegung waren, es nicht vermochten, das in Menge hineindringende Wasser wieder herauszuschöpfen. Da das Sinken des Schiffes unvermeidlich war; so mußten wir mit vollen Segeln auf die färöischen Inseln zusteuern, um das Schiff auf den Strand zu setzen. Dies gelang. Die ganze Besatzung, die Kanonen und ein Theil des wichtigsten Schiffsgeräthes wurde auf die uns begleitende Amicitia gebracht. Mit dieser traten wir unvorzüglich die Rückreise an, und warfen am 28sten April auf der Rhede vor Kopenhagen die Anker.

Es ist eine wahrhaft wohlthätige Einrichtung der menschlichen Natur, daß man in den schönsten Jahren seines Lebens so leicht eine überstandene Gefahr oder Beschwerde vergißt, ja daß man, bey übrigens ausdaurendem Körper und heiterem Geiste recht geflissentlich darauf ausgeht, sich neuen mit Schwierigkeiten verknüpften Unternehmungen hinzugeben, und im Vertrauen auf das Glück, das uns in unseren früheren Jahren oft sehr ausgezeichnet begünstigt, jeder künftigen möglichen

Gefahr mit getrostem Muthe entgegen geht. In dieser Gemüthsstimmung befand auch ich mich bei meiner Rückkunft von der mißglückten Fahrt nach Grönland. Ich erkundigte mich auf das sorgfältigste, ob nicht abermals ein Schiff zu einer Fahrt nach Grönland, oder nach Ostindien, oder Westindien bereit läge, um mich auf demselben von neuem anstellen lassen zu können. Für jetzt fand sich aber noch kein Seefahrzeug der Art vor. Um dennoch nicht ganz unthätig meine Zeit in Kopenhagen zuzubringen, folgte ich der Aufforderung meines Gönners und Wohlthäters, des Königlichen Leibarztes Callisen, zu einer Landreise nach dem Städtchen Skirup in Jütland, in dessen Umgebungen eine ansteckende Krankheit unter dem Landvolke ausgebrochen war. Was ich gesucht hatte, das fand ich auf dieser Reise, nehmlich neue Beschwerden und neue Abentheuer.

Im Monat Junius 1776 unternahm ich die mir aufgetragene Reise mit der gewöhnlichen Landpost, welche zweimal in der Woche von Kopenhagen abgeht, auf jeder Station von fünf bis sechs Meilen die Pferde und den Postillion wech-

selt, oft auch wohl eine ganze Nacht auf dem Relais liegen bleibt, bey welchem sie Abends zuvor ankommt. Der Postwagen ist von einer außerordentlichen Größe, und ist mit Bänken versehen, auf welchen zwanzig und mehrere Personen Platz nehmen können. Hinten befindet sich ein geflochtener Korb, mit eisernen Ketten befestigt, worin das Gepäcke, welches die Post mitnimmt, und die Koffres der Reisenden ihre Stelle finden. Der Vorspann richtet sich nach der Fracht und den Passagieren. In vier und zwanzig Stunden legt dieses schwerfällige Fuhrwerk nicht mehr als höchstens 13 bis 14 Meilen zurück; eine Reise mit demselben würde sonach ungemein langweilig und ermüdend seyn, wenn nicht oft eine zahlreiche Gesellschaft von Passagieren, aus gemeinschaftlich gefühltem Bedürfniß sich die Zeit durch muntere Gespräche, an welchen alsdann Jeder Antheil nimmt, zu verkürzen suchte. Bey meiner Abfahrt aus Kopenhagen bestand die Reisegesellschaft aus zwölf Personen. Vornehmlich machten zwey Töchter eines Tuchfabrikanten, Mädchen von gefälligem Betragen und von einer Bildung des Verstandes, die man unter ihres Gleichen

nicht immer bemerkt, meine Aufmerksamkeit rege. Sie hatten ihrem Oncle in Kopenhagen einen Besuch gemacht, und kehrten nunmehr zu ihren Aeltern zurück, welche in einem kleinen Städtchen vierzig Meilen von Kopenhagen wohnhaft waren. Ein geschwätziger Advokat reiste auf Termine. Ein Paar Barbiergesellen giengen nach Kingkiöping, um daselbst in Condition zu treten, und mehrere Professionisten, welche in der Residenz kein Unterkommen fanden, suchten in entfernten Städten des Landes ihren Unterhalt zu finden. In vier Tagen hatte ich erst zwey und zwanzig Meilen zurückgelegt, der fünfte sollte mich zum Ziel der Hälfte meiner Reise führen. Allein, schon die Nacht zuvor waren heftige Regengüsse gefallen, die den ohnehin lehmigten Weg ausgeweicht und schlüpfrig gemacht hatten; dieser für mich so unangenehme Tag führte noch mehreren Regen herbey, und wenn auch der Postillion über den offnen Wagen eine Decke von Wachstuch ausgespannt hatte, so waren wir Passagiere demungeachtet nicht vor dem ungünstigen Einfluß des unfreundlichen Wetters gesichert. Wir setzten indeß unsre Reise fort, als plötzlich, eine halbe Meile

vor der letzten Station, bey dem Herabfahren von einer Anhöhe, der Wagen aus dem Gleise kam, schräge abwärts gleitete und umstürzte. Meine übrigen Reisegefährten kamen meistens mit leichten Contusionen davon; ich aber hatte das Unglück, beyde Knochen des rechten Vorderarms bey diesem Sturze zu brechen. Man denke sich meinen Zustand! Mit Mühe mußte ich mich aus dem Gewühle, in welches ich gerathen war, herauswinden; meine Schmerzen wurden mit jedem Augenblick unleidlicher, den gebrochenen Arm mit der linken Hand haltend, erreichte ich endlich, durchnäßt und erschöpft eine Anhöhe, auf der ich mich niedersetzte. Ueber allen Ausdruck heftig ward endlich mein Schmerz, als ich mich, ich mochte wollen oder nicht, entschließen mußte, die noch bis zur Station zurückzulegende halbe Meile zu Fuße anzutreten. Endlich wurde aber auch diese Mühseligkeit überstanden. Die beyden Barbiergesellen, die mich bisher begleitet hatten, schienten und verbanden meinen Arm auf der Station, und nach einer monatlichen Unpäßlichkeit, einer Folge meines Armbruches, kehrte ich,

ohne daß es mir gelang Skirup zu erreichen, nach Kopenhagen zurück.

Nach meiner Zurückkunft von jener für mich so ungünstigen Landreise besuchte ich, da keine Amtspflicht mich fesselte, und ich erst im Frühlinge des folgenden Jahres auf eine neue Anstellung rechnen konnte, die anatomischen und physiologischen Collegia bei dem Professor Tode, und die von meinem verehrungswerthen Gönner, Herrn Professor Callisen gehaltenen medicinischen Vorlesungen, deren Reichhaltigkeit an praktischen Belehrungen für meine künftigen Obliegenheiten mir außerordentlich zu statten kamen. Wo sich Gelegenheit für die Anwendung meiner erweiterten Einsichten darbot, da säumte ich nicht von derselben Gebrauch zu machen. So ereignete sich im Monat October 1776 ein merkwürdiger Vorfall, bey dem meine Gegenwart für mich selbst von großem praktischen Nutzen war. Es sollte ein Kaiserschnitt (eine wichtige Operation in der praktischen Wundarzneykunst) gemacht werden, bey dessen Vollziehung ich von Herrn Professor Callisen zur Assistenz mit gewählt wurde. Eine reiche

Kaufmannsfrau, Johanna Siegfreund, eine Engländerin von Geburt, der ihre erste Niederkunft bevorstand, konnte wegen einer widernatürlichen Bildung des Beckens, und wegen des Durchgangs durch dasselbe, ihre Geburt nicht bestehen. Geschickte Hebammen und erfahrne Geburtshelfer hatten alle Mühe angewandt, die Geburt auf dem natürlichen Wege zu befördern, jedoch vergebens. Die Unglückliche sah sich daher von aller ärztlichen Hülfe verlassen und erwartete unter qualvollem Leiden ihr Ende. Der zärlichliebende Gatte bot demjenigen eine große Summe Geldes, der seine Frau zu retten vermögte; aber es meldete sich Niemand. Nur ein Unterwundarzt, Namens Rehfeldt, dessen vielumfassende Kenntnisse in Hinsicht der theoretischen Wundarzneikunst einem beträchtlichen Theil des Kopenhagener Publikums nicht unbekannt waren, und der mit vieler Geschicklichkeit und Präcision schon mehrere Operationen verrichtet hatte, war kühn genug, um glücklich oder unglücklich in einem so schwierigen Unternehmen den Kaiserschnitt zu machen. Er erhielt auf Gesuch des Kaufmanns aus dem Collegio Medico die dazu erforderlichen Instrumente,

und verrichtete mit fast unerwartetem Glücke in dreyviertel Stunden sein großes Werk. Das Kind war zwar schon vorher in der Geburt erstickt; die Entbundene erhielt aber durch die zweckmäßige Behandlung des Herrn Professors Callisen und des Operateurs Rehfeld in zehn Wochen ihre vollkommene Gesundheit wieder.

Der Lohn des Unterwundarztes für seine große That war, daß er von dem Ober-Collegio Medico zum Operateur ernannt und ihm die freie Praxis verstattet wurde; von gedachtem Kaufmann Siegfreund erhielt er zehntausend Thaler zum Geschenk, und überdies wurde sein Name seit dieser wichtigen und glücklich verrichteten Operation in Copenhagen allgemein mit Achtung genannt. *)

*) Der Kaiserschnitt (Sectio Caesarea) wurde auch allhier in Riga im Jahre 1796 im Monat Januar von dem verdienstvollen, in der praktischen Chirurgie erfahrnen Arzte, Herrn Doctor Rhode an einer Frau mit dem glücklichsten Erfolge gemacht. An eben dieser Frau wurde vor zwey Jahren der Bauchschnitt von dem ebenfalls wegen seiner wissenschaftlichen Kenntnisse in der Heilkunde bei uns sehr geachteten Arzte, Herrn Hofrath Doctor v. Sommer, mit gleich glücklichem Erfolg verrichtet.

Was von Merkwürdigkeiten in Copenhagen noch einen ganz besondern Eindruck auf mich machte, war die Stelle, wo die beyden Grafen Struensee und Brandt am 25sten April im Jahre 1772 als Opfer der empörenden Grausamkeit und der Staatsrevolution fielen. Beyde Pfähle, auf welchen die Köpfe und Hände der Grafen drey Tage genagelt waren, standen noch zur Zeit meines Aufenhalts außerhalb der Residenz ohnweit dem Osterthore. Auch die Pfähle, worauf ihre Körper auf das Rad geflochten waren, standen noch; auch waren die Spuren noch vorhanden, wie weit das Blutgerüste sich erstreckt hatte, auf welchem beyde Verurtheilte am Tage ihrer Hinrichtung den Blicken der versammelten Volksmenge ausgesetzt waren. Wenn gleich die merkwürdige Geschichte der beyden Unglücklichen durch Schriften berühmter Männer auf die Nachwelt gebracht worden ist; so hoffe ich, wird es manchem meiner Leser dennoch nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen von der denkwürdigen Trauerscene wenigstens die glaubwürdige Erzählung mittheile, welche ich einem Prediger zu Copenhagen, der Augen-

zeuge des ganzen Vorfalls gewesen war, zu verdanken habe.

Der 25ste April war der für die Grafen Struensee und Brandt so schreckenvolle Tag, an welchem sie die Blutbühne bestiegen, die nach der Erzählung des Predigers auf vier Pfeilern ruhte, 9 Ellen hoch war, 8 Quadratellen im Umfange, und eine Treppe von 15 Stufen hatte. Eine Eskorte von Dragonern mit entblößten Säbeln stand im Kreise um das Schaffot. Ringsumher umgab das Blutgerüste ein Detaschement von 400 Mann von der Garnison, und hinter dem vom Militär gebildeten Kreise standen mehrere Tausende von Zuschauern in banger Erwartung.

Nach neun Uhr frühe am benannten Tage kam der Zug in vier Wagen von einer Eskorte Dragonern mit entblößten Säbeln begleitet, in großer Stille bey dem Schaffot an. Aus dem ersten Wagen stiegen die beyden Geistlichen, der Doctor Münter und der Probst Hee; aus dem zweiten der Generalfiskal Wiwet, der Etatsrath Orwed und dessen Bevollmächtigter, der die Wa-

pen der beyden Grafen trug; aus den dritten Wagen stiegen Brandt nebst einem Officier mit entblößtem Säbel. Alle stiegen auf die Blutbühne. Der vierte Wagen, in welchem Struensee sich mit einem bewaffneten Officier befand, blieb unten am Schaffot stehen.

Nachdem der Probst Hee mit dem Grafen Brandt ein gottseliges und zum Tode vorbereitendes Gespräch gehalten hatte, bey welchem letzterer niederkniete, und während dessen eine außerordentliche Stille unter der versammelten Volksmenge herrschte, stand der Graf wieder auf, trat mit standhaftem Muthe vor den Scharfrichter hin, entblößte seinen rechten Arm und seinen Hals. Der Scharfrichter, der Brandts gräfliches Wappen aus der Hand des Bevollmächtigten genommen und es gegen das Volk und den Grafen gezeigt hatte, sprach: Ist das Euer Wappen? Brandt schweigt. Er zerbricht es, und wirft es auf die Erde nieder, mit den Worten, das geschieht nicht ohne Ursache, sondern nach Verdienst! Brandt kniet, legt seine rechte Hand auf den Block und sieht mit wehmuthsvoller Gelassenheit dieselbe abhauen.

Nun bittet er flehentlich den Scharfrichter auch um die baldige Vollziehung seines Auftrages, und mit gleicher Stärke empfing er den Streich des Todes. Sein Kopf wurde den Zuschauern zum Ansehn vorgehalten; sein Körper entkleidet; das Eingeweide herausgenommen, und zusammt mit dem Kopf und der Hand in eine Bütte geworfen.

Nun wurde auch der Graf Struensee aus dem Wagen auf das Blutgerüste geführt, der in banger Erwartung auch seines Todes, ein Augenzeuge von der ganzen Blutscene, die mit Brandt vorgegangen, gewesen war. Er zeigte bey weitem nicht so viele Standhaftigkeit, wie sein Vorgänger; vermuthlich hatte die grausame Handlung des Erstern seine Seele so erschüttert, daß er alle Fassung und Standhaftigkeit verlohr. Langsam und bedächtlich stieg Struensee die Treppe des Schaffots hinauf; sein Gesicht war todtenblaß und seine Gesichtsbildung zeigte deutlich die Unruhe seiner Seele und die Beklemmung seines Herzens. Münter kam ihn entgegen und bot alle Beredsamkeit auf, ihm Trost und Standhaftigkeit zu seinem bevorstehenden Schritt in die

Ewigkeit einzuflößen, und ihn zu dem bessern Leben vorzubereiten, in welches er bald versetzt seyn würde. Struensee zeigte nun etwas mehr Muth, redete das versammelte Volk an, betheuerte seine Unschuld, und weinte laut. Nachdem ihm das Urtheil nochmals vorgelesen, der Scharfrichter sein gräfliches Wappen dem Volke und ihm vorgezeigt, mit der Anrede, wie bei Brandt, zerbrochen, und auf die Erde niedergeworfen hatte, hieß er ihn niederknieen. Struensee zog nun seine Kleider aus, entblößte sich den Arm und den Hals, und legte sich mit einer Miene voll Angst und Unruhe auf den Block nieder. Der Scharfrichter hieb ihm mit auffallender Ungeschicklichkeit die Hand ab, mit Ungestüm und von Convulsionen ergriffen, sprang Struensee auf, mußte von mehrern Scharfrichter-Bütteln mit Gewalt auf den Block niedergedrückt und gehalten werden, und empfing seinen Tod. Die nehmlichen Proceduren, wie sie mit Brandts Körper nach der Hinrichtung geschehen waren, wurden auch mit Struensees Körper vorgenommen.

Reise nach Batavia.

Humanität und Wohlwollen waren zu entschiedene Eigenschaften des Professors und Leibarztes Callisen, als daß er nicht bey der ersten Gelegenheit, mir zu einer vortheilhaften Anstellung behülflich zu seyn, sich meiner erinnert haben sollte. Diese Gelegenheit bot sich im Jahre 1777 dar, als das Königliche Frachtschiff Christian der Siebente von 24 Kanonen zu einer Fahrt nach Batavia ausgerüstet wurde, und auf welchem mir von dem Admiralitäts-Collegio die Stelle des Arztes verliehen ward. Am 12ten May war unser Schiff zur Reise fertig. Nachdem der damalige Kronprinz Friedrich, — jetzt Königs Friedrich des Sechsten Majestät — und einige Mitglieder des Admiralitäts-Collegiums ihren Besuch am Bord ge-

macht, und Musterung gehalten hatten, wurden die Anker gelichtet, die Kanonen gelöst, und mit dem Ausruf eines Hurrah! von der gesammten Besatzung, die Reise angetreten. Widrige Winde, mit welchen wir anfangs zu kämpfen hatten, hielten uns so sehr auf, daß wir erst in der vierten Woche, seit wir in See waren, den Kanal passirten. Auch hier, und als wir kaum die Insel Wight erreicht hatten, überfiel uns ein Sturm, der uns in Portsmouth einzulaufen zwang. Zu Ende des Junius wurde die Reise mit günstigerem Winde fortgesetzt. Am 22sten Julius erblickten wir Porto Santo und das hohe Land von Madera; an ersterer Insel ward angelegt, um frisches Wasser einzunehmen. Nach fünf Tagen traten wir in den großen Ocean, und richteten unsern Lauf grade nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung hin, welches wir am 28sten October zu unsrer allerseitigen Freude zu Gesichte bekamin, und woselbst wir schon in den Nachmittagsstunden desselben Tages anlangten. Unter dem Kastel der Capstadt ließen wir die Anker fallen. Zwey Tage vorher, als das Schiff mit raschem Ostwinde schnell vorwärts getrieben wur-

de und die Wogen der See sehr hoch gingen, verlohren wir einen Seesoldaten, der von dem Vordertheil des Schiffs herab ins Meer fiel. Ihn zu retten war unmöglich, in einem Nu war er aus den Augen Aller verschwunden und von den Wellen verschlungen.

Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalte am Cap, woselbst die beträchtliche Anzahl unsrer Kranken durch den Genuß frischer Speisen, der Ruhe und guten Pflege meistens wieder hergestellt und zu Kräften gekommen war, auch unser Schiff eine neue Vertheerung bekommen hatte, verließen wir unsrer Bestimmung zufolge die Tafelbay, und richteten unsern Lauf geradezu nach Batavia. Es war am sechsten December, Nachmittags um ein Uhr, als wir die Anker lichteten. Ein frischer Wind schwellte die Segel, und in einer Stunde hatten wir die Südspitze von Afrika, und mit dieser den kolossalischen Tafelberg, aus dem Gesichte verloren. Am zwölften Januar 1778 wurden wir durch eine beträchtliche Menge von See- und Landvögeln darauf aufmerksam gemacht, daß wir uns in der Nähe der Insel St. Paul (95°

östlicher Länge und 37° südlicher Breite) befinden mußten, von welcher wir uns noch sehr entfernt geglaubt hatten. Wir würden hier, dem lauten Wunsche der Schiffsbesatzung gemäß, gelandet seyn, wenn nicht das schöne Wetter und der fortwährend günstige Wind uns angerathen hätten, unsre Reise ununterbrochen fortzusetzen. Am achten Februar sahen wir die Insel Engano, (119° 45 östlicher Länge und 5° 30′ südlicher Breite,) welche nur von einigen Familien bewohnt wird, die ein Schiffsmatrose von unserm Schiffe, der vor drey Jahren an dieser Insel gelandet hatte, als eine sehr dürftige und scheue Menschengattung beschrieb. In dieser Nähe von der Südwestküste Sumatras verließen uns mit einem Male die günstigen Passatwinde, die uns vom Vorgebürge der guten Hoffnung an so treu begleitet und so glücklich geführt hatten. Wir bekamen oftmals Windstille, und bald darauf fliegende Stürme mit starkem Gewitter begleitet, welche, wie bekannt, um diese Jahreszeit in den Tropenländern häufig eintreten. Das Trinkwasser gieng in Fäulniß über, und die Schiffsmannschaft erkrankte sehr. Hier in diesen Gewässern sahen wir viele Hayfi-

sche, (Squalus galeus) die oft unserm Schiffe sehr nahe kamen. An einem windstillen Tage waren unsre Matrosen darauf bedacht, einen solchen Fisch einzufangen; das Werkzeug, welches sie sich hiezu bedienten, war ein großer spitziger Angelhaken, woran ein fünf Fuß langer und sehr dicker Messingdrath befestigt war, dessen Ende wieder mit einem starken Seile in Verbindung stand. Da der Hayfisch ein höchst gieriges und fleischfressendes Thier ist, und alles verschlingt, was ihm vorkommt, so hatte er denn auch an das, von unserm Schiffe als Lockspeise ausgeworfene Stück Salzfleisch, das an der Angel befestigt war, angebissen und es hinuntergeschluckt. Da dies bemerkt wurde, zog man das Seil an, und mit diesem das Ungeheuer, das wenigstens eine Länge von vier Ellen hatte, nach und nach an den Bord. Unglücklicherweise aber mußte der Haken in den inneren Theilen des Thieres nicht hinlänglich gefaßt haben, denn da man im Begriffe war, es am Bord mit Spießen zu tödten, befreyte es sich von der Angel und schwamm davon. Alle weitere Bemühung, eines zweyten habhaft zu werden, war vergeblich. Nach man-

chem überstandenen Ungemach erblickten wir endlich den achtzehnten März um Mittag das hohe Land der Westküste von Sumatra. Da es aber wegen zahlreicher, unter dem Wasser verborgenen Klippen gefährlich ist, in diesen Gewässern des Nachts zu segeln, so mußten wir unweit Bantam, bey der Insel Panjang die Anker werfen, um den Anbruch des folgenden Tages abzuwarten. Am neunzehnten März setzten wir unter der Leitung eines Lootsen die Reise fort und langten glücklich gegen Abend auf der Rhede von Batavia an. Die so genannten tausend Inseln, welche von Panjang an bis nahe vor Batavia hin, (jedoch schon meistentheils außer der Straße Sunda) liegen, sind mit einem ewigen Grün bekleidet, welches dem Vorbeysegelnden einen höchst erfreulichen Anblick gewährt. Die Rhede von Batavia gilt für eine der besten im östlichen Theile der Erde, theils weil sie Umfang genug hat, um eine beträchtliche Anzahl von Schiffen aufzunehmen, theils weil sie überall einen guten Ankergrund darbietet, und übrigens durch die vorhin erwähnte Tausendinselgruppe vor Stürmen und vor den Wogen des Meeres gesichert ist.

Die Stadt Batavia, welche in einer zwar fruchtbaren, aber wegen des sumpfigten Bodens höchst ungesunden Gegend liegt, und von dem Flusse Jakkatra durchströmt wird, verdiente damals, als ich sie besuchte, wegen des daselbst betriebenen Handels, als auch wegen der vortreflichen Gebäude und der regelmäßigen Straßen, als eine der wichtigsten und zugleich schönsten Städte des östlichen Indiens betrachtet zu werden. Der Fluß Jakkatra *) ist, so weit er durch die Stadt fließt, mit einem Bollwerk eingefaßt, und hat drey Zugbrücken, die den ein- und ausgehenden Schiffen, wenn sie laden oder loschen, geöffnet werden. Die Stadt ist außerdem mit einem breiten Graben, der reichlich mit Wasser versehen war, und mit einer Mauer von Korallenfelsen, durch welche fünf Thore führen, umgeben. Die Häuser in Batavia waren damals vor 35 Jahren, so wie wahrscheinlich noch jetzt,

*) Neuere Geographen, z. B. Fabri, nennen den Jakkatrafluß auch Tjillion, aber unrichtig, der Tjillion ist nur ein Nebenkanal, der in den Jakkatra fließt, und woselbst die Schiffe reparirt werden.

größtentheils von Stein, wenige von Holz, erbaut; mit Mahlereien im chinesischen Geschmack verziert, und mit Fensterscheiben nach englischer Art versehen. Drey reformirte und eine lutherische Kirche befinden sich in der Stadt; in allen vieren wird in holländischer, portugiesischer und malayischer Sprache der Gottesdienst gehalten. Von Europäern, die hier ansäßig sind, machen die Holländer den größten Theil aus, die meisten stehen als Handwerker oder in andern Verhältnissen im Dienst der ostindischen Compagnie. Von Dänen und Schweden haben sich hier immer nur wenige des Handels wegen niedergelassen; noch seltener trift man Deutsche an. Weit überwiegend ist dagegen von jeher die Anzahl der Chinesen gewesen, welche ohnehin, wie bekannt, die ersten Erbauer von Batavia waren, und auch noch bis auf die neuesten Zeiten den beträchtlichsten Handel daselbst betrieben haben.

Unter den merkwürdigen Gebäuden, welche ich besonders während meines Aufenthalts in Batavia kennen lernte, und mehreremale zu besuchen Gelegenheit fand, zeichne ich das schätzbare Naturalien-Kabinett des General-Statthalters der

holländisch = ostindischen Compagnie aus, welches damals einen vorzüglichen Reichthum an ausgestopften vierfüßigen Thieren, Vögeln, Conchylien und andern merkwürdigen Naturproducten enthielt. Das Gebäude, in welchem diese Schätze aufbewahrt werden, befindet sich im Castel; es ist von Steinen gebaut, zwey Stockwerk hoch und hat sechszehn geräumige Zimmer, welche durch ihre großen Fenster eine sehr reichliche Beleuchtung erhalten. Bey meinem ersten Besuche fiel mir ein großes Crokodil in die Augen, das an dem Ufer des Ganges, woselbst diese Thierart überhaupt am größesten gefunden wird, gefangen und sehr gut gestopft war. Nach der Versicherung des Cabinettaufsehers maß dieses Exemplar sechs und zwanzig Fuß; der größte Umfang seines Leibes betrug fünf Fuß holländisch. Die Farbe seines Oberleibes war ein dunkeles Bronze, die des Unterleibes grünlich weiß. Bey seiner Vorzeigung wurde mir als eine Merkwürdigkeit erzählt, daß die Crokodilweibchen die im Sande niedergelegten und verscharrten Eier zwar mit vieler Sorgfalt bewachten, daß aber die Mutter den größten Theil ihrer Jungen selbst verzehre, wenn letztere

so eben ausgeschlieft wären, so daß nur die, welche noch zur rechten Zeit sich in das Wasser flüchteten, der Raubsucht der Mutter entgingen. Ich darf dieser Behauptung meine Zustimmung nicht ganz versagen, da die Natur in allen Thierclassen durch diese Einrichtung dem nachtheiligen Ueberhandnehmen einzelner Gattungen oder Arten zu steuern sucht. — Eine andere Merkwürdigkeit jenes schätzbaren Cabinets war ein ungewöhnlich großes Exemplar einer Riesenschildkröte (Testudo Midas Linnée.) Es hatte eine Länge von sieben und eine Breite von vier und einem halben Fuß, im lebenden Zustande soll die Schildkröte 800 Pfund schwer gewesen seyn. An den Gestaden der sämmtlichen größeren sundaischen Inseln, wie Java, Sumatra, Borneo, und auch bey Ceylon findet sich diese Schildkrötengattung in zahlreicher Menge vor, ihr Fleisch wird mit Recht für eines der schmackhaftesten und gesündesten animalischen Nahrungsmittel jener Gegenden angesehen. In Batavia werden sie von sämmtlichen Einheimischen gerne genossen, und deshalb von den Javanern, die sich vornehmlich mit ihrem Fange abgeben, dahin zu Markte geführt, und die gekauften in

Teichen oder andern Wasserbehältern aufbewahrt. Ich habe viele Riesenschildkröten gesehen, aber sie waren immer nur halb so groß als das Exemplar, dessen ich vorhin erwähnte; vermuthlich waren die meisten erst halb erwachsen. — Noch eine Merkwürdigkeit der Naturaliensammlung des General-Statthalters der holländischen Besitzungen in Ostindien war die daselbst aufbewahrte und ausgestopfte Haut der berühmten Abgottsschlange (Boa constrictor Linn.) in zwey Exemplaren. Das größte derselben hielt 34 Fuß Länge, und war gegen vier Fuß im Leibe dick. Sie nimmt, nebst der ihr ähnlichen Hundskopfschlange, (Boa canina Linn.) unter den Schlangenarten des heißen Erdstrichs in Absicht der Größe und der schönen Zeichnung, zumal des Kopfs, die erste Stelle ein, und wenn es gleich durch zuverläßige Naturforscher, wie Adanson und andere, bekannt ist, daß sie größere Thiere, wie Büffel, Tieger und dergleichen anfällt, ja selbst gereizt, der Menschen nicht schont; so ist sie doch in Rücksicht des großen Nutzens, den sie durch das Aufräumen so mancher schädlichen Schlangenarten und andern gefährlichen Thierarten der heißen Zone von Asien

und Afrika gewährt, als eins der wohlthätigsten Thiere jener Welttheile zu schätzen. Die Art, wie sie sich ihrer Beute bemächtigt, ist aus fast jedem naturhistorischen Lehrbuche bekannt, weshalb ich mich einer ausführlichen Beschreibung derselben enthalte.

Aus dem beschriebenen Cabinett zu Batavia gingen vormals alljährlich eine Menge von Naturalien nach Europa, woselbst sie von Amsterdam aus an Liebhaber käuflich abgelassen wurden. Der Abgang der veräußerten Exemplare wurde alsdann durch neue ersetzt.

Jetzt noch einige wenige Bemerkungen über einzelne Sitten der Eingebohrnen, und über einige Erzeugnisse der Insel Java. Daß ich nicht mehr gebe, als man hier findet, liegt vornehmlich in der wenigen Muße, die mir die vielen Kranken unsers Schiffs, deren Besorgung mir vornehmlich anvertraut war, zu Beobachtungen über diese mir sonst so interessanten Gegenstände übrig ließen. Die Javaner, — so nennt man gewöhnlich die Einwohner dieser Inseln, — gehören zu demjeni-

gen Stamme, welcher sich auf allen ostindischen Inseln verbreitet hat, und sind im Ganzen eine wohlgebildete Menschenraze. Sie sind von nußbrauner Farbe, haben eine breite Stirn und durchgängig schwarzes Haar, dem sie durch fleißiges Einschmieren mit Cokosöhl einen spiegelnden Glanz zu geben wissen. Die Bekleidung der Männer besteht blos in einem Stück Catun, welches sie um den Leib schlagen, zwischen den Beinen durchziehen und mit Bändern befestigen. Die Kleidung des weiblichen Geschlechts ist dieselbe; nur zum Unterschiede trägt dieses noch einen Catunstreifen, der zwar die Brust und den Rücken deckt, die übrigen Theile des Körpers aber ganz entblößt läßt. Die Kinder beyder Geschlechter gehen bis in das achte oder neunte Jahr gänzlich nackend und ohne irgend einige Bekleidung in jeder Jahreszeit.

Ihre Wohnungen errichten die Javaner, wie alle übrigen Bewohner der südasiatischen Inseln und Südindiens, an schattigen Orten; oft wohnen an solchen Plätzen auf hundert Familien, wie in einer gefliſſentlich angelegten Colonie, beysam-

men. Ihre Hütten sind sehr einfach gebaut, und bestehen nur aus einer, selten aus mehreren zimmerähnlichen Abtheilungen. Die Wände sind von gespaltenen Bambusrohr geflochten, mit Lehm beworfen, und mit einem farbigen Anstrich geziert; das Dach ist mit Kokosblättern gedeckt. Die Thüren und Fenster werden zur Nachtzeit mit Brettern verschlossen, um den Schlangen und Raubthieren, welche hier häufig sind, und sich gerne zu den Wohnungen der Menschen hinschleichen, den Eingang zu verwehren. Die innere Einrichtung der Hütten ist eben so einfach als die äußere. Einige Töpfe, eine Bratpfanne, und höchstens noch ein kupferner Kessel machen das Hausgeräthe eines Javaners regelmäßig aus; ein Spiegel, ein Stuhl, ein Tisch, ein gestopfter lederner Pfühl, auch wohl ein Schießgewehr, finden sich nur bey den Wohlhabenden, zumal wenn sie schon lange in Verbindung mit den Europäern gestanden, von denen sie dergleichen Waaren erhandeln. Ihre Mahlzeit, die gewöhnlich aus gekochtem Reiß und Fischen besteht, wird auf bloßem Boden mit kreuzweise untergeschlagenen Füßen verzehrt. Die Hände und Finger müssen statt der Messer und Gabeln

dienen. An das Käuen des Betels und Tobacks haben sich die Javaner, gleich allen andern Ostindiern, so sehr gewöhnt, daß sie, auch nur bey kurzer Entbehrung desselben, bald erkranken.

Sämmtliche Bewohner Javas waren zwar mehr oder minder der damals herrschenden holländisch-ostindischen Compagnie unterworfen; vornehmlich aber waren es diejenigen, welche in der umliegenden Gegend Batavias wohnten. Ihnen war und ist auch noch die ganze Production der Erzeugnisse des Pflanzenreichs, besonders der Anbau des Reißes und andrer Feldfrüchte überlassen, wobey sie sich zur Bearbeitung des Erdreichs, statt der Pferde, die hier ohnehin selten sind, der Büffel bedienen; und eben so sammeln sie den Ertrag in die Magazine. Wie hoch besonders ein Reißfeld trägt, und wie vielfältig die Erndte des Ausgesäten sey, habe ich während meines kurzen Aufenthalts in Batavia nicht beobachten können. Man spricht freylich von Gegenden, wo der Reiß und andere Getreidearten, z. B. der Mays, Weizen und dergleichen wenigstens das 60ste, bisweilen sogar das 80ste und 90ste Korn gegeben haben;

gesteht aber auch, daß der fruchtbare Boden, namentlich der Inseln Sumatra und Java, durch vernachläßigte Kultur so sehr an Kraft verloren, daß er kaum den halben Ertrag, in Vergleich mit älteren Zeiten, gewähre. Und dies ist um so begreiflicher, weil der Handelsgeist der Holländer nicht nur nicht es erlaubt, für die Erzielung größerer Vortheile eine Kleinigkeit aufzuopfern, und weil deshalb sämmtliche holländische Besitzungen außer Europa nur genutzt, nicht leicht aber, wie es seyn sollte, unterstützt wurden; sondern weil auch die Denkart des Javaners, als eines Bewohners der heißen Zone, insbesondere dazu geeignet ist, keine Sache mit einigem Ernste zu betreiben. Möge es nehmlich immerhin übereilt und unbillig seyn, dem Javaner alle Beurtheilungskraft abzusprechen; im Ganzen zeigt sich dieselbe, wie bey allen unter dem Drucke stehenden Menschen nur als Verschlagenheit und Geneigtheit zum Uebervortheilen. Man darf ihn aber nur arbeiten sehen, und man wird an ihm eine Trägheit, eine Gleichgültigkeit gegen Ehre, Wohlstand oder andere, einem Europäer angelegentliche Glücksgüter bemerken, in welcher er den

wegen jener Untugenden so verschrieenen Letten oder Ehsten weit hinter sich läßt. Die kleinste Arbeit, wie langsam und unbeholfen wird sie verrichtet; wie vieler Zeit bedarf es, um sie zu beendigen. Freylich muß man auch hier das Klima und die außerordentliche Leichtigkeit der Subsistenz in Anschlag bringen, um seiner Verwunderung über die Unthätigkeit jener Tropenbewohner Schranken zu setzen. Nur wenn von Spiel, Tanz und Musik die Rede ist, dann lebt der Geist des Javaners auf, und man bemerkt an ihm eine Regsamkeit und Gewandheit des Körpers, die man bey ihm vorher nicht suchte.

Diese letztere Eigenschaft in dem Charakter der Javaner bestätigte mir besonders ein Volksfest, welchem ich nicht lange vor meiner Abreise von Batavia beyzuwohnen Gelegenheit hatte, und welches in der Landessprache Josna genannt wird. Auf erhaltene Anzeige von demselben vereinigte ich mich den Tag zuvor mit mehreren Officieren unsers Schiffes, um die Promenade nach dem Ort hin anzutreten, wo das Fest angestellt wurde, und welcher etwa eine Meile von Batavia entfernt seyn

mogte. Unser Weg führte uns einem chinesischen Tempel vorbey, der in einem Haine von Pomeranzen- und andern mannigfaltigen schönen Fruchtbäumen stand. Er war von Steinen erbaut, hatte die Form eines Achtecks, und ruhte auf einem drey Fuß hohen Fundament, wodurch die acht Hauptpfeiler mit einander in Verbindung standen. Diese trugen eine mit Eisenblech beschlagene und grün angestrichene Kuppel. Die Thür, welche damals verschlossen war, stand auf der Morgenseite; die übrigen Seiten des Tempels waren vom Fundament aus bis zur Kuppel mit eisernem Gitter versehen. Rings um den Tempel ging neben dem Fundament ein anderthalb Fuß hohes Trottoir, welches den Chinesen zum Niederknieen dient, wenn sie ihr Gebet verrichten. In der Mitte des Tempels steht ein großer Altar, und auf demselben das Heiligthum ihres Glaubens. Es ist ein Götze, der die Gestalt eines alten Mannes hat, und eine strahlende Sonne von vergoldetem Blech auf dem Haupte trägt. Die Chinesen halten diesen Götzen für ein Wesen guter Art, von welchem sie sich daher auch unabläßig alles ihnen Wünschenswerthe erbitten. Zum Zeichen ihrer Ehrerbietung stoßen

die Betenden mehreremale den Kopf gegen das Gitter. — Nach Besichtigung des Tempels setzten wir unsere Wanderung durch ein anderes Wäldchen fort, in welchem wir einige Affen auf den Bäumen antrafen, die uns durch ihre possierlichen Stellungen und Sprünge von einem Ast zum andern belustigten. Der Malaye, den wir zum Führer mitgenommen hatten, versicherte uns, daß wir nicht mehr weit von dem Orte wären, wo das Volksfest angestellt werden sollte; wir fanden auch kurz darauf seine Aussage bestätigt, indem uns bereits von ferne her ein dumpfes Getöse von Instrumenten, und ein wildes Geschrey der versammelten Volksmenge entgegen hallte. Wir erblickten die schöne Wiese, auf der mehrere hundert Männer, Weiber und Kinder im bunten Gemische bey Gesang und Spiel sich tanzend in Kreisen umherbewegten. An dem weiblichen Geschlechte ließ es sich deutlich bemerken, welchen Einfluß das Clima auf das Temperament desselben habe, und wie willfährig es, sobald es nur verlangt würde, auch allenfalls dem Europäer seine Arme öffnen mögte. Wenigstens suchten die Weiber sowohl durch ihren Tanz, als durch andre Wendungen und Bewe-

gungen des Körpers, die unsern Begriffen von Anstand nicht sonderlich entsprechen, die Augen der Zuschauer auf sich zu ziehen. Die musikalischen Instrumente waren, wie gewöhnlich in Indien, Trommeln, Klappern und Flöten von Rohr, auf welchen die Blasenden aber nur rauhe, melancholische Töne hervorzubringen vermochten. Nur bey wohlhabenderen Musikanten findet man noch ein Instrument, Gongou genannt; es besteht aus mehreren metallenen Becken, die auf einen starken Eisendrath gereiht sind und mit zwey Stäben von festem Holze geschlagen werden. Der Ton dieses Instruments ist nicht unangenehm, besonders wenn die Becken so gewählt sind, daß die Töne, die sie angeben, mit einander in gehörigem Verhältnisse stehen. So unvollkommen indessen diese Musik nach europäischen Begriffen seyn mag, so wird doch dabey, so wie bey dem Gesang und Tanz, der Tact sehr genau beobachtet.

Außer den Tanzenden sahen wir noch andere kleinere Gesellschaften, die sich mit Spielen belustigten. Insbesondere erregte die Geschicklichkeit der Javaner im Ballspiel unsere ganze Bewunde-

rung. Sie haben einen Ball von der Größe eines Kindskopfes, der von feinem weichem Rohr geflochten und mit Moos ausgestopft ist. Diesen Ball wissen sie mit außerordentlicher Fertigkeit mit Hülfe des Fußes, des Knies, oder des Ellenbogens nach jeder ihnen beliebigen Richtung in ziemlicher Entfernung zu schleudern, so daß er aus der Hand des ersten in die des zweyten, dritten u. s. w. kommt, ohne je auf die Erde fallen zu dürfen. Wiederfährt es einem der Mitspieler, daß er den Ball verfehlt, so wird er von der übrigen Gesellschaft zur Strafe seiner Unachtsamkeit an den Ohren gezupft. Kinder, welche dem Tanz oder Ballspiel noch nicht beywohnen können, suchen sich durch einen andern Zeitvertreib Belustigung zu verschaffen. Zu ihrem Vergnügen nämlich befestigt man an den horizontalen Ast eines Baumes ein glatt gehobeltes Brett, das mit erhabenen Leisten an beyden Seiten versehen ist, und oft mehr als 40 Fuß Länge hat. Von dem Oberende eines solchen Brettes rollen sich Knaben und Mädchen, den Kopf zwischen den Beinen gesteckt, und diesen und die Arme vorwärts gekrümmt, hinunter. In den Stamm des Baumes sind hölzerne Zapfen einge-

schlagen, an welchen sie hinaufsteigen, um ihr Spiel von neuem zu beginnen.

Außer den eben beschriebenen Lustbarkeiten sollte nach der Versicherung unsers malayischen Führers nichts mehr von Vergnügungen dieser Art erfolgen, sondern mit einbrechender Nacht, wie er uns ankündigte, würde sich die Gesellschaft zerstreuen, und jeder Einzelne würde alsdann zu Hause beym Schmauß mit seiner Familie sich etwas zu gute thun. Auch wir traten sonach unsern Rückweg an, und langten, da derselbe fast eine Meile betrug, erst spät am Abend wieder zu Batavia an.

Ich hatte nunmehr schon sieben Wochen in Batavia zugebracht, und immerfort mich eines eben so milden als heiteren und fruchtbaren Wetters erfreut; zu meiner Verwunderung trat aber noch immer nicht die heiße Jahreszeit ein, die man in und außer Europa als so unerträglich zu beschreiben pflegt. Endlich erschien sie zu Anfange des Junius, mit jedem Tage wurde die Hitze unausstehlicher; so daß ein Europäer, der der Temperatur von 80 bis 90 Graden (nach Fahrenheit) nicht

gewohnt ist, sich gezwungen sieht, in unthätiger Ruhe und unter dem Schatten dickbelaubter Bäume diese Jahreszeit dahin zu leben. Zwar gewährt der Abend einige Kühlung, allein dann finden sich auch die so lästigen Mücken und eine kleine Art mit dem bloßen Auge kaum bemerkbarer Bremsen ein, deren Stich schmerzhafte Beulen erzeugt. Selbst ein Flohr, den man zum Schutze gegen diese Insekten vor dem Gesichte legt, vermag es nicht, ihre Stiche gänzlich abzuwehren.

Ehe ich die Beschreibung meines mir so unvergeßlichen Aufenthalts in Batavia schließe, sey mir noch eine kurze Andeutung des Verhältnisses der Dänen an diesem Handelsorte, und eine kurze Anzeige mehrerer wichtigen Producte Javas verstattet. Die Dänen hatten bekanntlich in Batavia niemals ein eigentliches Comptoir, sondern blos ein Conferenzhaus und einige Magazine, wobey ein Directeur, zwey Räthe, ein Secretair und noch einige Personen als Pack- und Lastdiener angestellt waren. Das Personale wurde von der Regierung besoldet, und war dazu verpflichtet, die indischen Waaren, welche von Serampur, dem

dänischen Hauptcomtoir an dem westlichen Ufer des Ganges kamen, nach Batavia in die Magazine zu schaffen, von wo aus sie denn nach Europa geführt wurden. — Javas Producte sind, wie bekannt, vornehmlich Reiß, Kaffee, der sämmtliche westindische Sorten an Güte übertrift, Indigo, der dem berühmten Guatimala aus Mexico vorgezogen wird, Pfeffer, Baumwolle, Opium und mehrere andere Erzeugnisse des Pflanzenreichs, welche zugleich zu den Handelswaaren Ostindiens gehören. Aber welch' ein Segen von Früchten und andern Lebensbedürfnissen für die Einwohner Javas selbst; und wie wohlthätig wirkt dieser natürliche Ueberfluß dahin, dem sonst unfehlbar sehr nachtheiligen Einfluß des heißen Klimas auf die Gesundheit seiner Bewohner zu widerstehen! Die Kokospalme gehört hier zu den gewöhnlichen Bäumen; die Ananas, aus der man in Europa eine so große Delicatesse macht, ist hier so häufig, daß man sie fast nicht achtet, weil andere noch wohlschmeckendere Früchte reichlich vorhanden sind, an denen man nicht nur seinen Durst löschen kann, sondern die auch als heilsame antiseptische Mittel geachtet zu werden verdienen. Und unter diesen

edlen Früchten Javas muß ich, so weit ich sie kennen lernte, diejenige obenan stellen, welche, wenigstens von den dort wohnenden Dänen, Mangatangis genannt wurde. Sie ist die Frucht des den Kennern der Pflanzen heißer Länder hinlänglich bekannten Mangostanbaumes (Garcinia Mangostana Linn.) Er wird als ein edler Fruchtbaum, welcher nicht einmal der Insel Java als einheimisch angehören soll, gerne in Gärten gezogen, wenn er gleich auch ohne Cultur im Freyen fortkommt. Er hat die Gestalt und Höhe unsrer Pflaumenbäume, längliche, aber hellgrüne, unten olivengrüne Blätter, welche eine, reichlichen Schatten gewährende, Krone bilden. Die Frucht hat die Größe einer Pomeranze, an reifen Früchten ist die Schaale, wie zuvor die Blüthe, dunkelroth. Apfelsinen, Weintrauben, und womit man sonst den Geschmack der Mangostanfrucht vergleichen mag, sind, wenn es auf den Wohlgeschmack ankommt, wenig bedeutend gegen die letztere; denn die zarte Süßigkeit, das Gewürzhafte und kräftig Erfrischende hat keine mir bekannte exotische Frucht in so hohem Grade an sich, als die beschriebene. Auch die Schaale dieser Frucht muß noch dazu dienen, um

den Werth derselben recht einleuchtend zu machen; sie wird nehmlich nicht nur wegen ihres bitteren Geschmacks und ihrer adstringirenden Kraft von den Javanern als bewährtes Mittel gegen die in jenen Gegenden so sehr herrschenden Ruhren angewandt; sondern auch von den Chinesen zum Gelbfärben auf Holz und Knochen, oder vielmehr zur Beize auf die erwähnten Dinge gebraucht, welche dadurch eine schöne lebhafte gelbe Farbe erhalten.

* * *

Nach einem Aufenthalte von drei Monaten in Batavia hatte endlich unser Schiff die ihm bestimmte Retourfracht beysammen, es wurde die Reparatur desselben beendigt, die Ladung, die vornehmlich aus Reiß, Pfeffer, Baumwolle ꝛc. bestand, an den Bord genommen; kurz, alles war vorbereitet, um die Rückreise nach Europa anzutreten, als ein sehr unerwarteter Vorfall, der leicht dem ganzen Schiffe den Untergang hätte bereiten können, uns ein neues Hinderniß des Absegelns verursachte. Am 6ten Julius erhob sich aus Südwest ein dickes Gewölke, welches uns ein hartes Donnerwetter ankündigte; die Gewitterwolken zogen nach und nach über den Horizont von Batavia herauf und

verwandelten den hellen Tag in tiefe Dämmerung. Furchtbare Blitze und schreckliche Donnerschläge erfüllten die Luft seit mehreren Stunden; und gerade als es schien, daß das Ungewitter sich vertheilen wollte, da öffnete sich plötzlich eine Feuerwolke, ein Blitzstrahl mit krachendem Donner schleuderte aus der Luft herab und spaltete den Mittelmast unsers Schiffs von seiner Spitze an bis auf das Verdeck hinab mitten von einander. In der ersten Bestürzung vermuthete man, daß der Blitzstrahl durch das ganze Schiff gefahren sey, und auf diesen Fall wäre es zur Rückreise völlig untauglich geworden. Allein zum Glücke zeigte es sich bey genauerer Untersuchung, daß der Blitz aus dem Mastbaume heraus, über das Verdeck hinweg, durch die Seitenwand gefahren war, und weiter keinen Schaden angerichtet habe. Mehrere Schiffsleute, die sich auf dem Verdeck befanden, wurden zu Boden geworfen; zwey Matrosen wurden auf eine Zeitlang an Händen und Füßen gelähmt, und ein dritter, der dem Mast am nächsten gestanden hatte, wurde getödtet. Am 15ten Julius waren wir mit unserm Schiffe wieder in Ordnung gekommen; seine Mannschaft aber, die

bey der Abreise aus Copenhagen aus zweyhundert drey und vierzig Seeleuten, zwey und achtzig Soldaten und sieben und zwanzig Officieren, unter welchen wir die beyden Obersteuerleute und mehrere Kronsbeamte vom Officiersrange mitzählen, bestand, war nunmehr durch Sterbefälle um vierzehn Mann verringert worden; ein mäßiger Verlust, wenn man ihn mit der Einbuße anderer Seefahrer an Mannschaft, namentlich während ihres Aufenthaltes zu Batavia, vergleicht.

Am 16ten Julius, früh Morgens, verließen wir die Rhede von Batavia mit günstigem Winde. Der Lootse, der uns durch die vor jener Rhede liegenden Klippen und Inseln begleitete, kehrte auf seinen Kanot am Abend, als wir die hohe See erreicht hatten, nach seiner Station zurück. Zehn Tage hindurch segelten wir mit dem schönsten Winde, und hatten die angenehmste Witterung; allein schon damals zeigten sich Wallfische und andere Seethiere auf der Oberfläche des Wassers; und das ließ, nach der oftmals auch bestätigten Meynung der Seefahrer eine Veränderung des Wetters erwarten. Wirklich erfolgte auch am 27sten Julius

ein heftiger Sturm, der bis zum folgenden Tage anhielt und uns über vierzig Seemeilen rückwärts trieb. Furchtbar und grausenvoll sahe man die hohen Wogen des Meeres unserm Schiffe entgegen streben, das durch Laviren, so viel als möglich, um nicht noch weiter rückwärts zu kommen als schon geschehen war, sich auf seiner Tour zu erhalten suchen mußte. Bald sahen wir uns mit unserm Schiffe auf den Gipfel einer berghohen Meereswelle erhoben, die uns bis an die Wolken zu tragen schien, — bald wieder zwischen zween hohen Wogen, die sich unter uns öffneten und unser Fahrzeug zu verschlingen drohten, in den Abgrund geworfen. Wer nicht selbst Gelegenheit gehabt hat in dem mehrere tausend Meilen weiten Umfange des großen Weltmeeres bey Sturm und Ungewitter geschifft zu haben, der kann sich auch unmöglich einen Begriff machen, wie eine beträchtliche Wassermasse durch den Wind in eine so furchtbare Bewegung gesetzt werden kann. Am ersten September erblickten wir die Maskarenischen Inseln; die nunmehr uns standhaft günstige Witterung führte uns am 28sten desselben Monats auf die Rhede der Capstadt, woselbst wir nach einer

Abwesenheit von eilf Monaten wiederum vor Anker gingen.

Man erwarte nicht von mir eine ausführliche Beschreibung des Caps, oder seiner damals noch in holländischem Besitze befindlichen Colonien. Der für den Landbau, und besonders für die Viehzucht so sehr geeignete Boden der Südspitze von Afrika; das vortrefliche Gedeihen aller, oder doch der meisten aus Europa hierher verpflanzten Gewächse, z. B. des Weinstocks, des Weizens und dergleichen; die Beschaffenheit der Capstadt, die Lebensweise der holländischen Colonisten, und noch mehr die der sonst so berüchtigten Hottentotten, sind durch neuere Reisebeschreiber, wie Cook, (1771) Sparrmann und Thunberg, (1772—1776) Vaillant, (1780) und der neueste Zustand dieser Erdgegend durch den englischen Generalgouverneur Barrow, (1797—1798) so ausführlich dargestellt, daß die wenigen Bemerkungen, die ich selbst während meines kurzen Aufenhalts einsammlen konnte, hier kaum in Betrachtung kommen dürften.

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt am

Cap, der uns zur Erquickung unsrer Kranken, zur Versorgung mit frischem Fleisch und mancherley Gemüsen, und zur Einnahme frischen Wassers hinlänglich war, lichteten wir die Anker, um nun sobald als möglich nach Europa zurück zu gelangen. Unsere Rückreise ging auch ohne allen Aufenthalt, und ohne daß wir irgend etwas Merkwürdiges erfuhren, ununterbrochen von Statten. Nur bei der Insel St. Matthäus (10° östlicher Länge, 1° 20′ Süderbreite) hielten wir auf einige Tage an, um unsern Wasservorrath zu ergänzen. In der Gegend dieser Insel, und überhaupt in der Gegend der Linie, fanden sich häufig die fliegenden Fische (Exocoetus volitans Linn.) ein, welche man insgemein mit dem Namen der fliegenden Häringe bezeichnet. Wir hatten sie zwar schon früher bemerkt, hier aber übertraf ihre Menge die Erwartung Aller. Nicht selten kamen einige auf das Schiff geflogen, und unsere Matrosen wußten sie durch manche Kunstgriffe, und auch in aufgespannten Netzen, zu fangen. Sie haben ein weiches angenehmes Fleisch und gewähren eine liebliche Speise. Ihre Größe und Gestalt hat viel mit der der Häringe gemein. Der Kopf ist abgestumpft; auf dem Rücken sind sie

schwärzlich, und am Bauche weiß; die Flossen aschgrau. Ohne Anstand durchsegelten wir nun auch den übrigen Theil des westlich-atlantischen Oceans, eilten den canarischen Inseln ungesäumt vorbey, und nach einer beynahe achtmonatlichen Fahrt waren wir so glücklich, die Reise von Batavia nach Copenhagen, die nach der Rechnung einiger Mitgefährten 3642 deutsche Meilen betrug, zu vollenden. Am 19ten März 1779 legten wir auf der Rhede vor Copenhagen vor Anker.

III.

Anstellung in Russisch-Kaiserlichen Diensten.

Aufenthalt in Rußland.

Veranlassung nach Rußland zu gehen; erster Eintritt in Russisch-Kaiserliche Dienste; Uebungscampagnen zur See.

Nach Beendigung meiner Reise nach Batavia fühlte ich ein dringendes Bedürfniß, meine noch lebende Mutter und Geschwister in Mecklenburg zu besuchen. Ich nahm daher meinen Abschied aus dänischen Diensten, ging am 12ten May (1779) an den Bord eines nach Lübeck bestimmten und bereits befrachteten Schiffs, mit welchem wir auch schon nach einer günstigen Fahrt von dreyen Tagen in Travemünde anlangten, so daß noch an demselben Tage (den 15ten May) die Passagiere nach

Lübeck hinauffahren konnten. Von hier ging ich nach meiner Vaterstadt Bützow.

Bey meiner Ankunft in Bützow fand ich einen meiner nahen Anverwandten von mütterlicher Seite vor, der acht Tage früher als ich, aus St. Petersburg in gleicher Absicht mit mir hier hergekommen war. Dieser hatte schon neun Jahre als Divisionsdoktor bey der Russisch-Kaiserlichen Armee gedient, und wollte im Herbst, wo der ihm ertheilte Urlaub zu Ende ging, seine Rückreise antreten. Die günstigen, vielversprechenden Beschreibungen, die mir mein Vetter von Rußland machte; das viele Gute, das er mir von dem Dienst bey der Russisch-Kaiserlichen Armee besonders erzählte, weckten in mir die Neigung und bewogen mich endlich zu dem Entschluß, ihn auf seiner Rückreise zu begleiten. Am 20sten September gingen wir an den Bord eines mit Früchten beladenen nach St. Petersburg bestimmten Schiffes, geführt von dem Schiffer Krempin aus Rostock. Der Wind war uns so günstig, daß wir schon den folgenden Tag von der Warnemünder Rhede vor Rostock unter Segel gingen. Am 27sten Se-

ptember ankerten wir auf der Rhede von Cronstadt, und erhielten auch, nachdem unsre Pässe untersucht und verschrieben waren, die Erlaubniß, in einer Schaluppe nach St. Petersburg hinaufzufahren. Diese große prachtvolle Kaiserstadt mit ihren imposanten Gebäuden, mit ihren vielen Merkwürdigkeiten und Seltenheiten, gewährte mir einen Anblick voll Erstaunen und Bewunderung. — Von meiner Reise nach Batavia hatte ich mir noch einige hundert Thaler erspart; und da ich haushälterisch mit dieser Summe umgegangen, und alle außerwesentlichen Ausgaben sorgfältig vermieden hatte; so war ich jetzt im Stande, mich auf ein Jahr als Volontair in dem medicinisch-chirurgischen Institute zu engagiren, um meine Kenntnisse durch Beywohnung der anatomischen und chirurgischen Vorlesungen zu erweitern.

Im Jahr 1780 den 18ten October ward ich in Russisch-Kaiserlichen Seedienstен angestellt, und zu dem Seehospital in Kronstadt versetzt. Im folgenden Jahre ward eine Eskadre von vier Linienschiffen und drey Fregatten ausgerüstet, die von dem Admiral Kruse befehligt wurde, und auf der

sich gegen 3000 Rekruten befanden, welche den Seedienst erlernen und sich an Neptuns Element gewöhnen sollten. Ich ward auf der Fregatte Nadeschda als Schiffsarzt angestellt. Am 24sten May 1781 ging die Eskadre unter Segel, durchschiffte die Ostsee, einen Theil der Nordsee, machte einen achttägigen Besuch in London, einen vierwöchentlichen in Christiansand in Norwegen, und auf der Rückreise einen dreytägigen in Copenhagen. Nach einem fünfmonatlichen Umherkreuzen auf der See langten wir wohlbehalten und glücklich wieder zu Cronstadt an.

Wenn ich mich hier auf keine ausführliche Beschreibung der beyden Königlichen Residenzen, London und Copenhagen, einlasse, so geschieht dies deshalb, weil sie von jener Zeit an bis auf die Gegenwart herab nach ihren Merkwürdigkeiten so ausführlich beschrieben sind, daß mir nichts anders übrig bliebe, als das längst Gesagte noch einmal zu wiederholen. Anders ist es mit der Stadt Christiansand, welche vielleicht nicht Jedermann so bekannt seyn mögte, als sie es zu seyn verdient. Die Stadt liegt in einer fruchtbaren Ebene, und ist

überall von hohen Felsengebürgen umgeben, welche aber dennoch bis auf den höchsten Gipfel mit schönstämmigen Fichten und Erlen bewachsen sind. Vortreflich ist der Ueberblick der Stadt von einem der Felsenberge; denn die reinlichen schnurgeraden Straßen mit ihren bisweilen zwey Stockwerke hohen Häusern, welche überdies mit wohlkultivirten Fruchtgärten umgeben sind, gewähren dem Auge einen sehr erfreulichen Anblick. Nicht minder wird das Auge durch die spiegelglatte Wasserfläche im Vordergrunde der Stadt gefesselt, welcher hier den Hafen bildet, und bis an die Seeküste ebenfalls von hohen Felsenbergen umschlossen wird. Ein so wohl verwahrter Hafen muß aber auch den in der stürmischen Jahreszeit einlaufenden Schiffen einen sehr sicheren Aufenthalt gewähren, und in soferne verdient das Städtchen Christiansand unläugbar ebenfalls einige Berücksichtigung. Die großen Scheerenkrebse (Cancer gammarus) und Austern werden hier häufig gefangen. Erstere haben ein zähes, unverdauliches Fleisch, und kommen unsern Flußkrebsen im Geschmacke keinesweges gleich; letztere hingegen sind fett und von besonders angenehmem Geschmack. Man hat hier zum Auster-

fange eigen verfertigte Netze aus Hanffäden und Messingdrath, welche, damit sie desto sicherer den Grund der See erreichen, noch mit eisernen Gewichten beschwert werden. Wird ein solches Netz ausgeworfen, so müssen sich auch zugleich mehrere Böte vor Anker legen, um einen festen Stand zu gewinnen, und die Netze, die oft eine große Menge Steine aus dem Meeresgrunde in sich aufnehmen, hinaufziehen zu können. Kommt das Netz, das auf allen Seiten gleich stark angezogen ist, ausgebreitet auf die Oberfläche des Wassers hervor, so verursachen die darin gefangenen Austern, die ihre Schaale unter dem Wasser offen halten, durch das schnelle Zuschlagen derselben, (weil sie die Luft nicht vertragen können) ein klapperndes Geräusch. Mehrere sehr wohlschmeckende Fischarten, vorzüglich Dorsch und sehr schöne Aale, werden gleichfalls in diesem Theile der Nordsee gefangen; jedoch bedient man sich dazu nur der gewöhnlichen Fischernetze.

Auf den 28sten Junius *) ward das Gedächt-

*) Von meiner Ankunft in Rußland an sind alle bisher angegebene und fernerhin anzudeutenden Tage nach dem Julianischen Kalender zu rechnen.

nißfeſt der Thronbeſteigung Katharina's der Zweiten auch auf unſrer Eskadre gefeiert. Die ſämmtlichen Artillerie-Officiere unſerer Schiffe hatten ſchon frühe alle Anſtalten zum Abbrennen eines prachtvollen Feuerwerkes getroffen, und ihre Arbeiten ſchon einige Tage vor dem Feſte vollendet. Auf einer ſchwimmenden Brücke, welche vor der Stadt auf eine halbe Werſt weit in die See hinein erbaut war, wurde dieſes an den mannigfaltigſten Veränderungen ſehr reiche Feuerwerk unter Löſung der Kanonen ſämmtlicher Schiffe abgebrannt, und gewährte, da uns ein ſehr heiterer Abend begünſtigte, ein vortreffliches Schauſpiel. Der Königlich-däniſche Commandant, Herr von Röhding, hatte zu einem in der Stadt angeordneten Balle gefälligſt ſeine Wohnung eingeräumt, an welchem auch alle daſelbſt befindliche Damen Antheil nahmen. Der geräumige große Garten des Herrn Commandanten war auf das ſchönſte mit farbigtem Feuer illuminirt, und eine zahlreiche und reichlich beſetzte Abendtafel machte den Beſchluß dieſes Feſtes.

Im Jahr 1782 wurde zu einem ähnlichen Endzweck, als das Jahr zuvor, eine Flotte unter

dem Commando des Admirals Tschitschagow ausgerüstet; sie war bestimmt, eine Uebungscampagne durch die Nordsee und einen Theil des mittelländischen Meeres bis an die Küste von Italien hin zu machen. Gegen das Ende des Maimonats war die Flotte segelfertig; auf dem Schiffe Spiridon war mein Aufenthalt; es wurde Musterung gehalten und unmittelbar darauf von dem Admiral-Schiffe das Zeichen zum Lichten der Anker gegeben. Unter dem Donner der Kanonen und bey einer schönen Musik, zu der auf allen Schiffen die Instrumente harmonisch gestimmt waren, und welche Jedermann zur Freude stimmte, ging die Flotte an einem heitern warmen Frühlingstage in majestätischer Pracht von der Rhede in die See. Am achten Tage nach unserer Abfahrt kamen wir vor Copenhagen an; da aber der Wind und Witterung uns günstig waren, so wurden von den Schiffen nur einige bemannte Böte ausgesetzt, um einige uns etwa nöthige Dinge einzukaufen; so wie diese aber zurückkamen, wurde die Reise weiter fortgesetzt. Noch an dem nämlichen Tage, an welchem wir bey Copenhagen angehalten hatten, passirten wir den

Sund und erreichten die Nordsee. In diesem ohnehin unruhigen Meere, worin ich vor sechs Jahren meinen Tod zu finden glaubte, erlitten wir auch jetzo wiederum häufige Stürme mit Regen und Donnerwetter begleitet, welches endlich unsern Befehlshaber bewog, sich der Küste von Portugal zu nähern und in die Mündung des Tajo einzulaufen. Am 22sten Junius hatten wir unsere Absicht erreicht; es wurde die Friedensflagge aufgezogen, die Castele von unsrer Seite mit Kanonenschüsse begrüßt, welche auch beantwortet wurden; bey Lissabon selbst ließen wir die Anker fallen. Was mir in dieser Königlichen Residenzstadt vornehmlich in die Augen fiel, war die in der Mitte der Stadt auf einem hohen Berge liegende Citadelle, welche die Stadt bestreicht, und von welcher man über diese, und über ihre sämmtlichen Umgebungen eine sehr schöne Aussicht hat. Früher wurde jedem Fremden erlaubt, die Citadelle zu betreten; allein weder unsern Officieren, noch weniger den Gemeinen, wollte man gerne den Eingang verstatten. — Wir blieben nur wenige Tage hier, und nachdem wir frisches Wasser, Fleisch, Früchte und mehrere Gemüsearten einge-

nommen, lichteten wir die Anker, um unsere Reise fortzusetzen. Drey Tage nach der Abreise erreichten wir mit Hülfe eines frischen Nordwestwindes bereits die Straße von Gibraltar und gelangten in das mittelländische Meer. Bald erblickten wir auch die Küsten von Ivica, Minorka, Corsika, Gorgona, und ein mäßiger Westwind führte uns endlich zu dem Hafen von Livorno, dem Ziel unsrer Uebungskampagne. Wenn ich die in der Nordsee bestandenen Stürme abrechne, so kann es wohl keine günstigere Seereise geben, als die unsrige, zumal von Lissabon an, gewesen ist. Welch ein wichtiger Ort Livorno sowohl in Rücksicht seiner Schätze der alten und neuen Kunst war, welchen blühenden Handel, woran auch Griechen, Armenier und Juden beträchtlichen Antheil nehmen, diese Stadt in jenen Zeiten führte, dies sind zu bekannte Thatsachen, als daß es nöthig wäre, ausführlicher über dieselbe zu sprechen. Nach einem Aufenthalte von vier Wochen, während welches unsere Schiffe manche Ausbesserungen an ihrer Takelage erhielten, traten wir unsre Rückreise an; und da jetzt widrige Winde und oftmals Stürme uns unablässig entgegen wirkten,

und wir größtentheils nur durch Laviren vorwärts kommen konnten, so waren wir froh, gegen das Ende der dritten Woche seit unsrer Abreise von Livorno die Meerenge bey Gibraltar passirt zu seyn. Auf unsrer übrigen Reise durch das atlantische Meer und die Nordsee fiel außer den gewöhnlichen Wind- und Wetterveränderungen nichts der Aufzeichnung Würdiges vor. Am 26sten September langten wir endlich auf der Rhede von Cronstadt an, und legten an selbigem Tage unsre Schiffe vor Anker.

Reise nach Cherson; Pest daselbst in den Jahren 1783 bis 1785, und eine darauf folgende Heuschreckenverwüstung.

Im Jahre 1783 wurden auf hohen Befehl etwa tausend Mann von der Kronstädtschen Flotte, und einige tausend Rekruten nach Cherson versandt, um die daselbst neu etablirte Kriegsflotte des schwarzen Meeres zu bemannen. Wie dieses bey Rekruten-Transporten gewöhnlich ist, so wurde auch diese Mannschaft in kleinere Partien getheilt; einer derselben folgte ich als Arzt bis an den Ort ihrer Bestimmung. Eine Reise durch die kultivirteren Gouvernements des russischen Reichs, und in den angenehmen Sommermonaten, hat, wenn sie zumal in zahlreicher Gesellschaft unternommen wird, allerdings ihre Annehmlichkeiten. Allein, einem

Jeden, der mit Vergnügen in Rußland reisen, und sich von dem soliden gastfreyen Charakter des reinen Stammes der russischen Nation überzeugen will, kann ich auch aus eigner Erfahrung nicht genug empfehlen, daß er sich in Zeiten gehörig mit der Sprache und den Sitten der Russen bekannt mache. Denn gehört man auch nicht zu den starken Geistern des Auslandes, die wegwerfend über alles hinblicken, was nicht in ihrem Vaterlande oder ihrer Vaterstadt Ton und Sitte ist; man kann doch leicht durch eine zu große Unkunde mit dem, wornach man sich schon der Höflichkeit wegen, zumal in einem fremden Lande, richtet, Unwillen, oder wohl gar Anstoß und Beleidigung verursachen. Folgender, mir selbst begegnete Vorfall wird meine Bemerkung rechtfertigen.

In einem ziemlich ansehnlichen und bevölkerten Dorfe in Großrußland, dessen Name mir entfallen ist, langte das Commando, welches ich begleitete, an einem heißen Sommertage zur Mittagszeit an. Nach meiner Gewohnheit erkundigte ich mich selbst, ob nicht dicke Milch, eine zur

Sommerzeit mir angenehme und kühlende Speise, die mir mein Bedienter nie, oder doch höchst selten, gut kaufte, zu haben wäre. Wenn auch bisweilen meine Nachforschung vergeblich war, so war sie es doch nicht in diesem Dorfe. In einer kleinen Hütte wurde mir von einer bejahrten Bauerfrau eine Schüssel mit saurer Milch vorgesetzt. Ich setzte mich in eine Ecke des Zimmers an einen Tisch, über welchem mehrere Heiligenbilder aufgehängt waren, gegen die ich auch bey meinem Eintritt meine Ehrfurcht durch ein über die Brust geschlagenes Kreuz zu bezeugen nicht vergaß. Kaum aber hatte ich meinen Hunger einigermaßen gestillt, so fühlte ich auch das Bedürfniß zu einer Prise Schnupftoback, der mir damals schon fast unentbehrlich geworden war. Kaum aber erblickte die alte Frau, die bisher nur ruhige Beobachterin meines Benehmens gewesen war, die Schnupftobacksdose, als sie mit Furienwuth auf mich zusprang, mich mit Schmähungen und Flüchen überhäufte, endlich die Schüssel mit der Milch mir in die Hand steckte und mich zur Thüre des Zimmers und zum Hause hinaustransportirte. Ich kannte weder damals die Sprache noch die Sitten des National-

russen hinlänglich, um mir erklären zu können, ob und worin ich gefehlt hätte; ich war also geneigt, den unerwarteten Zorn der Bauerfrau für einen Anfall von Wahnsinn zu halten. Zurückkehren durfte ich auf keinen Fall, denn ich hätte risikirt, eine Tracht Schläge zu bekommen; ich blieb also mit meiner Schüssel Milch in der Hand, auf der Flur des Hauses stehen; und hier sah ich ein neues, mir ganz fremdes Schauspiel. Unter Schelten und Toben wurden die Fenster des Wohnzimmers geöffnet, und Tisch und Bank, so weit ich sie eingenommen hatte, mit einem Strauchbesen sorgfältig abgekehrt. Erschrocken und mit dem Verlust meines Appetits kam ich endlich in das meinem Commando angewiesene Quartier, wo ich mehrere Officiere vorfand, die sich nicht wenig wunderten, mich mit einer Schüssel Milch in der Hand, und todtenblaß, ankommen zu sehen. Ich erzählte ihnen mein Abentheuer und äußerte mein Befremden über die in der Hütte mir wiederfahrene, zuerst so gutmüthige, nachher so unfreundliche Aufnahme. "Sie sind in das Haus einer Altgläubigen hineingerathen, und diese haben einen entschiedenen Abscheu gegen allen Toback,

kein Wunder also, daß man Ihnen das Schnupfen einer Prise so übel genommen hat," — dies war die Antwort, welche ich erhielt, und aus welcher ich mir die gute Lehre nahm, künftighin auf die Sitten derer zu achten, unter welchen ich leben sollte, damit es mir wenigstens nicht so ergehen mögte, wie es Wielands Don Sylvio bey seinem höchst kläglichen Abentheuer mit den Grasnymphen von Lirias erging.

Wir kamen dem Orte unsrer Bestimmung, Cherson, zwar näher, aber die Nachrichten, mit welchen man uns überall von dem Gesundheitszustande der dortigen Einwohner entgegen kam, waren nicht geeignet, uns zur Vollendung unsrer Reise Muth einzuflößen. Schon in Tschernigow wurde uns gesagt, daß in Cherson eine bösartige Epidemie herrschend sey. Zu Krementschuck wurde die Nachricht bestätigt, und man setzte hinzu, daß nach glaubwürdigen Berichten würklich die Pest daselbst ausgebrochen sey, und in kurzer Zeit mehrere hundert Menschen weggerafft habe. Es läßt sich denken, wie dem zu Muthe ist, der das Ziel seiner Wanderschaft erreicht hat, der aber zugleich einem fast unvermeidlichen Tode entgegen geht.

Nachdem unser Commando zwey volle Monate auf dem Marsche gewesen, und von St. Petersburg an gerechnet 1800 Werst (257 Meilen) zurückgelegt hatte, langten wir endlich in Cherson an. Schon in der Entfernung mehrerer Werste von der Stadt kündigte der aufsteigende Rauch und Dampf, der den Horizont auf eine weite Strecke schwarz bewölkte, nichts Gutes an. Je näher wir der Stadt kamen, desto schrecklicher wurde die Scene. Allenthalben sah man aufgethürmte Haufen von allen möglichen Unrath, der im immerwährenden Glimmen unterhalten wurde, um wo möglich, auch durch Rauch und Dämpfe der schon sehr verpesteten Atmosphäre ihre ansteckende Kraft zu benehmen. Doch das half alles nichts, die Pest wüthete mit unaufhaltsamer Heftigkeit unter den unglücklichen Bewohnern Chersons fort. Auch meine Reisegesellschaft, das Commando der Flottsoldaten und Rekruten, rückte in die Stadt, es wurde Musterung gehalten und die Mannschaft vertheilt. Ich selbst erhielt eine Anstellung in der zwey Werst von Cherson etablirten und zur Aufnahme aller Pestkranken eingerichteten Quarantaine, worin schon mehrere Aerzte ihren Tod gefunden hatten.

Hier sah ich den Jammer, das Elend und Wehklagen unter mehreren Hunderten, deren Zustand so unbeschreiblich dringend das Gefühl derer, die etwa Hülfe leisten konnten, ansprach, und denen, weil das Uebel schon zu sehr eingerissen war, doch nicht geholfen werden konnte. Auch meine guten Rekruten mußten, ungeachtet sie meistens gesund und wohl zu Cherson angekommen waren, fast alle ein Opfer des Todes werden. Denn ihre Ankunft traf gerade in die Zeit, wo die Arbusen, *) Melonen, Gurken und andere

*) Zu welcher Größe die Arbusen in der Gegend von Cherson gedeihen, davon nur ein Beispiel: Der damals zu Cherson kommandirende Admiral, (wenn ich nicht irre, so war es ein Herr von Rumänzow) übersandte nach Aufhörung der Pest (1785) der Kaiserin Katharina der Zweiten, glorreichen Andenkens, eine Arbuse, welche sechszig Pfund wog. Mit Stroh umwunden, und in ein gut vermachtes nnd verharztes Fäßchen eingepackt, welches wieder in ein zweites, mit Wasser angefülltes Gefäß gestellt war, kam diese Arbuse gut und unversehrt in St. Petersburg an. Die Hochselige Kaiserin, der es viel Vergnügen gemacht haben soll, ein so seltnes Produkt Ihres Reichs auf der Tafel zu sehen, soll auch täglich, so lange die Frucht sich erhalten, einige Schnitte von derselben verspeiset haben. Auch eine Melone von betrachtlicher Größe hatte man mitgeschickt, die sich aber nicht erhalten haben soll.

Früchte des südlichen Rußlands reif waren, und auf dem Basar (Markt) zu Cherson in fast unerschöpflicher Menge und zu unglaublich geringen Preisen feilgeboten wurden. Der Reiz der Neuheit, und der Wohlgeschmack dieser Früchte verleitete jene Unerfahrenen zu einem übermäßigen Genuß; es brach unter ihnen die Ruhr aus, und diese vereinigt mit der Pest, die sie ebenfalls ereilte, mußte nothwendig ihre fast gänzliche Aufreibung zur Folge haben.

Meine mir bey der Quarantaine angewiesene Wohnung war, wie die der übrigen Officianten, und das Quarantainehaus zur Aufnahme der Verpesteten selbst, nichts anders, als eine in einen Berg hineingegrabene Höhle, welche zum Schutz gegen Wind und Wetter mit Schilf und Erde gedeckt war; hölzerne Rahmen mit geöhltem Papier bezogen, mußten die Stelle der Fenster vertreten. In der Quarantaine selbst war schon die tägliche Todtenliste ansehnlich, noch bedeutender wurde sie durch diejenigen, welche in der Stadt selbst in ihren Wohnungen starben. Da es sich überdem nicht selten zutrug, daß angesteckte und erkrankte Menschen plötzlich auf der

Straße todt niederfielen, so waren Baugefangene (russisch Katorschniki genannt) angestellt, welche täglich mit einem Karren durch die Straßen zogen, um die vorgefundenen Leichen aufzunehmen, und sie außerhalb der Stadt an einem dazu angewiesenen Platze zu beerdigen. Damit auch nicht etwa durch sie die Ansteckung verbreitet wurde, so mußte einer unter ihnen zu Jedermanns Warnung, in Zeiten auszuweichen, eine weiße Fahne, am Stock gebunden, vor den Karren hertragen.

Ich hatte mich zwey Monate hindurch bey meinem Quarantainedienst in dem erfreulichen Genuß einer fortdauernden Gesundheit erhalten, und alle mir bekannten Vorsichtsregeln angewandt, um noch ferner den so drückend leidenden Bewohnern Chersons meine Hülfe anbieten zu können. Endlich traf aber auch mich die Reihe, das Pestübel zu bestehen; es stellten sich bey mir Kopfschmerzen, Mangel an Appetit und Mattigkeit in allen Gliedern ein, so daß ich mich außer Stand gesetzt sahe, meinen Diensteifer fortzusetzen. Am zweyten Tage meiner Krankheit bemerkte ich eine Anschwellung der Achseldrüsen und der Weichen; daß

ich mit der Pest angesteckt war, das litt weiter keinen Zweifel. Die geschwollenen Drüsen ließ ich sonach ungesäumt öffnen, suchte sie in beständiger Eiterung zu erhalten, und so entrann ich dem mir nahen Tode. Alle die, welche auf ähnliche Art, wie ich, erkrankten, und sich der von mir beobachteten Heilmethode unterwarfen, wurden ebenfalls gerettet. Die noch jetzt bey mir vorhandenen Narben von jener Zeit her bleiben mir ein immerwährendes Denkmahl an meinem Körper.

Jede ansteckende Krankheit hat, wie mich diese Pest zu Cherson belehrt hat, ihren Zeitraum, in welchem sie ihren für das Leben der Menschen nachtheiligen Einfluß äußert; sie rafft eine beträchtliche Menschenzahl dahin, und hört alsdann bisweilen bewundernswürdig schnell wieder auf. Die Pest in Cherson wüthete zwey volle Jahre. Fürchterlicher ist aber auch, wie mich die eigne Ansicht belehrt hat, gewiß keine Krankheit als die eigentliche Pest. Schaudervoll ist der Anblick, wenn man einzelne Menschen auf der Straße todt liegen, oder einen Andern, der kurz zuvor frisch und gesund seine Wohnung verließ, mit krampfartigen

Zuckungen als Begleitern der Pest, schleunig dahinsinken und sein Leben aushauchen sieht. In der Quarantaine wohnte ich mit einem Doctor und einem Chirurgus in der vorhin beschriebenen Erdhütte zusammen. Wir hatten uns alle drey den Abend vorher gesund zu Bette gelegt, fanden aber am andern Morgen den Chirurgus todt in seinem Bette; er war verschieden, ohne daß wir auch nur das Geringste davon merkten.

Eben so bestätigte sich bey dieser schreckenvollen Seuche die schon oft gemachte Bemerkung, daß ansteckende Krankheiten aller Art zuerst denjenigen treffen, welcher sich vor ihnen fürchtend, alle nur ersinnlichen Mittel anwendet, um von ihnen verschont zu bleiben; daß dagegen ein Anderer, der mit Entschlossenheit und Standhaftigkeit einem solchen Uebel entgegen geht, bey weitem sicherer auf die Rettung von der ihm drohenden Gefahr rechnen dürfe. Von den Baugefangenen, welche, wie ich oben erzählte, dazu verpflichtet waren, die in den Straßen angetroffenen Leichen und die in der Quarantaine vorhandnen Todten aufzunehmen, und sie in Kalkgruben außerhalb der Stadt zu verschar-

ren, starben meines Wissens gerade die wenigsten. Diejenigen Einwohner der Stadt hingegen, welche sorgfältig ihre Häuser hüteten, und alle Verbindung mit Andern aufgehoben hatten, wurden dennoch in ihren Wohnungen von der Pestseuche befallen, und starben größtentheils und plötzlich.

Endlich, da das Elend der in Cherson nachgebliebenen Menschen zugleich auch durch die gänzlich abgeschnittene Zufuhr von Lebensmitteln am höchsten gestiegen war, sandte Gott seinen Schutzgeist den Bedrängten zur Hülfe. Die Pest hörte gänzlich auf; die Quarantaine wurde zerstört und verbrannt, und alle nachgebliebene Menschen, gegen vierhundert an der Zahl, welche aus derselben als gesund entlassen wurden, durften in ihre Wohnungen zurückkehren. Vor ihrer Rückkehr in die Heimath wurden Alle mit Essig gewaschen und ihre sämmtlichen Kleidungsstücke, um nicht das eben überstandene Uebel von neuem zu wecken, gleichfalls der Flamme Preis gegeben; zum Ersatz erhielt ein Jeder auf Kosten der Krone ein Hemd, einen Schaafspelz, eine Mütze, ein Paar Strümpfe und Pantoffeln. Auch die Officianten erhielten

nicht nur ihren vollen Gehalt ausgezahlt, sondern auch noch überdies einen Ersatz für den sie während der Pestzeit betroffenen Verlust, um sich aufs neue equipiren zu können.

* * *

Kaum fing Cherson an, sich von der eben überstandenen Plage zu erholen, oder doch wenigstens der Hoffnung auf bessere Zeiten Raum zu geben, als diese bedauernswerthe Stadt wiederum von einem neuen Uebel, nehmlich dem einer Heuschreckenverwüstung, heimgesucht wurde. Schon vor dem 17ten Junius 1785 hatten sich kleinere Züge dieser wandernden Insekten in der umliegenden Gegend von Cherson eingefunden. Erfahrene Saporoger Kosaken schlossen aber mit Recht auf größere Nachzüge, und ihre durch wiederholte Beobachtungen begründete Aussage traf leider! bald genug auf das genaueste zu. Am 17ten Junius, Mittags um eilf Uhr, bey völlig heiterem Himmel, stiegen mit einemmale dunkle Wolken empor, welche sich der Gegend von Cherson immer mehr näherten. Und diese vermeintlichen Wolken, was waren sie anders als Züge von Millionen Wanderheuschrecken, von denen zwar mehrere

Parthien über Cherson weggezogen, und nur zu Zeiten die Sonne verdunkelten; eine beträchtliche Anzahl aber sich in der griechischen Vorstadt von Cherson niederließ. Hier sah man denn die Straßen und Dächer der Häuser mit diesem Ungeziefer einen halben Fuß hoch bedeckt; und so sehr auch die Einwohner bedacht waren, ihre Thüren und Fenster diesen ungebetenen Gästen zu verschließen, so würkte diese Vorsicht doch nur wenig. Durch Schornsteine, und wer weiß, durch welche Oeffnungen, wußten die Heuschrecken in die Häuser hineinzudringen; und wo man sie gewahrte, da entstand Schrecken und Entsetzen. Um 1 Uhr Nachmittags erhob sich ein etwas lebhafter Wind; der Zug erhob sich und setzte seinen Weg nach der Otschakowschen Steppe fort; aber mehrere Hunderttausende, welche durch den gedrängten Zug ihre Flügel eingebüßt hatten, und am Körper beschädigt waren, blieben dennoch liegen, und würden gewiß die Luft völlig wieder verpestet haben, wenn man sie nicht schnell gesammelt und in dem Dneper ersäuft hätte.

* * *

Zwey wahrlich leidenvolle Jahre hatte ich also

verlebt, und Auftritten mit beygewohnt, die wohl Jedem, und selbst dem Thätigern, den Wunsch nach Ruhe und nach heiterern Ansichten des Lebens eingeben mußten. Sehnlich wünschte auch ich in eine erfreulichere Lage versetzt zu werden, oder sie mir, wo möglich, selbst zu verschaffen. Ich hielt deshalb bey dem Reichsmedicinischen Collegio um meinen Abschied an; allein, es erfolgte keine Antwort. Im folgenden Jahre erneuerte ich mein Gesuch um die Dienstentlassung; aber auch dieses blieb unberücksichtigt. Es hatte den Anschein, als ob mein Schicksal mir noch manche harte Probe meiner Dienstbeflissenheit vorbehalten habe; und dieser Anschein verwandelte sich, wie der Verfolg meiner Lebensgeschichte sogleich zeigen wird, bald genug in eine mir immerfort denkwürdige Gewißheit.

Schiffbruch im schwarzen Meere auf dem Kriegsschiffe St. Alexander.

Im Jahr 1786 ward ich auf dem Kriegsschiffe St. Alexander von 72 Kanonen angestellt, welches erst vor wenigen Monaten in Cherson vom Stapel gelaufen und mit der gehörigen Mannschaft besetzt war, um zur Flotte des schwarzen Meeres in Sewastopol zu stoßen. Nachdem bey Kinburn die nöthige Artillerie an den Bord genommen war, giengen wir am 26sten August mit günstigem Winde unter Segel. Kaum aber waren wir aus dem Liman ausgelaufen, so wandte sich der Wind, und wir sahen uns genöthigt, vor der Insel Adu *)

*) Adu liegt an der bessarabischen Küste und hängt durch eine schmale Erdzunge mit dem festen Lande zusammen. Es soll früher eine türkische Besatzung von 6 bis 8 Mann sich

wieder die Anker fallen zu lassen. Am 27sten, Abends um 8 Uhr, wurde der Wind abermals günstig, fröhlich lichtete man die Anker, um mit vollem Segel in die See gehen zu können. Doch die furchtbare Stunde schlug; der mir und der ganzen Schiffsmannschaft so schrecklich denkwürdige Tag war noch nicht überlebt; die zwanzig Meilen, welche wir in drey Stunden zurückgelegt hatten, sollten die ersten und letzten seyn, welche das Kriegsschiff St. Alexander, und wir mit ihm zu machen hatten. Nach 11 Uhr Abends schlug der Wind plötzlich um, verwandelte sich in einen Sturm aus der See, trieb mit voller Gewalt das Schiff gegen die Küste; und da weder Steuerruder noch Segel mehr ihre Dienste leisten wollten, war es wohl entschieden, welch' ein schreckliches Schicksal uns allen bevorstünde. Zwar alles was Menschenkunst und Menschenkraft vermochte, wurde in Anwendung gebracht, um wo möglich, noch Schiff und Mannschaft zu retten. Und den-

auf dieser Halbinsel befunden haben. Auf den Charten des russischen Reichs, und besonders des schwarzen Meeres, z. B. der Reichardschen, Storchschen ꝛc. finden wir diese Insel nicht verzeichnet.

noch, — wahrlich! wenn ich an jenen grausenvollen Zustand noch anjetzo denke, in welchen wir geriethen, mich überfällt nun noch, da ich mit kalter Vernunft an ihn zurückdenke, ein lebhafter Schauder. Unser Schiff wurde durch die gethürmten Meereswogen, und durch die Allgewalt des immer wüthender werdenden Orkans an die taurische Küste, unweit Targanagut *) auf die daselbst befindlichen Klippen geworfen und scheiterte. Es war halb ein Uhr Nachts, ein dickbewölkter Himmel, der dieser bangen Nacht den Charakter des Furchtbaren noch tiefer aufdrückte, entzog unserm Auge das nahe gelegene Land; kein Stern gieng auf, den der in demüthigendem Gefühl seiner Ohnmacht versenkte Leidende so gern als das Sinnbild einer ihm nahen Hülfe betrachtet. Es schien unausbleiblich, daß von allen achthundert Personen, welche zur Bemannung des Schiffs dasselbe betreten hatten, auch nicht einer dem schmählichen Tode in den Fluthen ent-

*) Targanagut, ein taurischer, damals nur noch von Tartaren bewohnter Flecken, liegt zwischen Koslow (jetzt Eupatoria) und Sewastopol; auf den gewöhnlichen Charten vom schwarzen Meere findet man ihn nicht verzeichnet.

gehen sollte. Das Abhauen der Masten, das Ueberbordwerfen der Kanonen, um das Fahrzeug zu erleichtern, und das Sinken desselben wo möglich aufzuhalten; das schreckenvolle Toben der Schiffsbesatzung unter sich; schon das waren Auftritte, die auch den Gefaßtesten ergreifen mußten. Jeder, der da glaubte, daß seine geringfügige Equipage auch noch allenfalls das Schiff beschweren konnte, warf dieselbe über Bord. Endlich war alles aufgeräumt; das Schiff war zwischen zwey Klippen eingedrängt, stand bis zur Hälfte voll Wasser, und wurde noch überdies von jeder hervorragenden Welle aufs neue gehoben, und wieder gegen die Felsen gestoßen; die gänzliche Zertrümmerung desselben wurde mit jedem Augenblick erwartet; nur noch ein Wellenstoß schien uns nöthig, und wir waren Alle ohne Rettung verloren. Nun blieb auch selbst dem Befehlshaber des Schiffs, dem Flottcapitain Demajerow, nichts anders übrig, als der Mannschaft zu erklären, daß, da weiter an kein Entkommen aus der uns umgebenden Lebensgefahr zu denken sey, ein Jeder gut thäte, sich durch Gebet zu seinem Tode vorzubereiten. Und nun erfolgte eine Scene, die

in Absicht des Herzergreifenden alles übersteigt, was uns bisher begegnet war. Sehr viele unter den Matrosen und Seesoldaten, die ohnehin für immer in Sewastopol bleiben sollten, waren verheirathet; ein Winseln und Wehklagen entstand unter den Männern und Weibern, das keine Beschreibung auszudrücken vermag; denn auch der gemeinste Russe hat ein tiefes Gefühl für seine Gattin, und mit welcher Leidenschaft er oft seine Kinder liebt, wem sollte das wohl unbekannt seyn? Der Schiffsprediger erschien, alles stürzte weinend und betend auf die Knie; die Mütter hoben ihre kleinen Kinder empor, und flehten, daß Gott doch dieser Schuldlosen sich erbarmen möge, wenn auch sie selbst ein Opfer des Todes werden sollten; die feurigsten Gebete wurden laut zum Himmel aufgeschickt, und verhallten dennoch in dem furchtbaren Getöse der Fluthen und des Orkans; Wehmuth und Verzweiflung las man auf den Gesichtern Aller. Gewiß ist es eine auch dem größten Dichter unauflösliche Aufgabe, die Gefühle und Empfindungen so darzustellen, wie sie das menschliche Gemüth bestürmen, wenn der Leidende sich durchaus der Hoffnung beraubt sieht, um des Le-

bens willen sein Leben mit Erfolg wagen zu können. Düstere Bewußtlosigkeit und völlige Gefühllosigkeit sind, wenn sie unter solchen Umständen eintreten, vielleicht noch als eine wohlthätige Einrichtung der Menschennatur anzusehen, wodurch uns ein plötzlicher Uebergang in einen Zustand von dem wir ohnehin nichts wissen, erleichtert werden soll. So wenigstens schien es mir damals der Fall bey mir selbst zu seyn.

Am wohlthätigsten würken die Strahlen der alles belebenden Sonne, wenn sie nur nach und nach auf den Gegenstand fallen, der ihrer Belebung bedarf, und so gieng es auch uns. Zwar allmählig, aber desto erfreulicher gieng uns die Sonne unsrer Hoffnung und unsers neuen Lebens auf. Kaum graute der Morgen des Tages, der nach jener furchtbaren Nacht unser künftiges Schicksal entscheiden sollte; so ward auch das Meer schon ruhiger. Liebe zum Leben und Muth zu seiner ferneren Erhaltung kehrte in die Herzen der Tiefgebeugten zurück; denn man sah ja das Land nahe vor sich, das die Vorsehung uns zur Rettung aus der Todesgefahr bestimmt hatte. Unge-

säumt wurden denn auch die drey Schaluppen des Schiffes ausgesetzt; wer nicht schwimmen konnte, sprang in eine derselben hinein, und so waren wenigstens die Hülfsbedürftigsten geborgen. Dreyhundert Mann von der Schiffsequipage, welche die Böte nicht fassen konnten, mußten es wagen, der von unsrer Strandstelle beynahe eine Werst weiten Küste zuzuschwimmen, und alle kamen glücklich an das Land. Nur einige wenige Kranke, welche im untern Schiffsraume daniederlagen, und an welche, wegen der gemeinschaftlichen dringenden Gefahr nicht sogleich gedacht war, mußten durch das mit unaufhaltsamer Gewalt eindringende Wasser umkommen.

Angelegentlicher konnte uns glücklich Geborgenen jetzt nichts mehr seyn, als das Land näher kennen zu lernen, das uns so eben aufgenommen hatte; auch hier verwandelte sich unser früherer Trübsinn in Freude und Zufriedenheit. Die Küste, an der wir landeten, war öde, keine Spur, daß Menschen sie auch nur betreten hätten oder wohl gar bewohnten, bot sich unserm ämsig forschenden Auge dar. Dabey erwachten in uns zwey Be-

dürfnisse, deren Befriedigung die Natur so unerbittlich fordert, daß dieselbe keinen Aufschub leidet, ich meine, das Bedürfniß nach Lebensmitteln, und noch mehr das nach frischem Wasser. Aus dem gescheiterten Schiffe, dessen Trümmer glücklicherweise noch mehrere Tage zusammenhielten, konnte man wegen der sehr hohen Brandung an dem Tage unsrer Rettung noch nichts erhalten. Am folgenden Tage hatte dagegen der Sturm gänzlich nachgelassen, die See war ruhiger; man konnte es ungescheut wagen, benannte Böte nach dem Wrack abzusenden, um die noch vorhandenen Lebensmittel zu bergen. Die Fässer mit Fleisch, Schiffszwieback, — welche aber leider schon durch das Seewasser sehr angegriffen waren, — mit Branntwein, und vornehmlich die mit frischem Wasser, wurden ans Land gebracht, und vor dem Umkommen durch Hunger war sonach die Mannschaft auf eine Zeitlang gesichert. Um aber auch für die Zukunft unsers Schicksals gewisser zu seyn, sandte der Capitain Demajerow schon am Tage der Landung einige Leute in das Land hinein, um zu erforschen, ob nicht irgend ein Dorf, oder wenigstens Spuren von Menschen anzutreffen

wären. Allein diese kamen ermüdet, kraftlos und vom Hunger gequält, gegen Abend zu der Gesellschaft zurück, und brachten die trostlose Nachricht, daß, so weit sie geforscht hätten, alles so wüst und öde sey, als die Küste selbst. Am zweyten Tage nach der Landung wurde wieder ein Officier, zwey Mann Soldaten und ein Tartar als Dollmetscher auf das Recognosciren ausgesandt; der Vorsicht wegen war ihnen Proviant auf mehrere Tage mitgegeben. Diese hatten nach einem zurückgelegten Wege von mehreren Meilen einen von Pferden betretenen Fußsteig entdeckt, welcher sie endlich zu einer Kosaken-Station führte, wie sie damals in Taurien üblich waren. Hier trafen sie einen Kosacken, dessen Verpflichtung es war, die reitende Post zu versehen, und die Briefschaften von Leukopol nach Koslow zu befördern. Dieser Kosack geleitete unsere Kundschafter nach einem nahe gelegenen, wohlhabenden tartarischen Dorfe, von wo aus sie weiter bis zur Residenz des Kaimakan's gelangten. Glücklicherweise kam die Nachricht von der bedrängten Lage der Gestrandeten an einen wohldenkenden theilnehmenden Mann. Der Kaimakan veranstaltete sogleich, daß ein Transport

von dreizehn bis vierzehn Fuhren mit allerley Provision und Getränken nach dem Strande abgeführt wurde. Erst am sechsten Tage, seitdem wir in unserm einstweiligen Exil schmachteten, kam die Karavane in Begleitung des Kaimakan's selbst und der von uns abgeordneten Leute an; sehr natürlich, daß uns schon wieder eine Besorgniß zu quälen anfing, ob nicht etwa unsre abgeschickten Leute sich verirrt, oder wohl gar in der Steppe, — denn dafür hielten wir diese Gegend, — aus Mangel an Lebensmitteln umgekommen wären. Allein, man denke sich, wie es Menschen ums Herz seyn muß, welche freylich, weil die Noth sie dazu zwang, sich mehrere Tage hindurch mit Schiffszwieback, der durch das in die Fässer und Säcke eingedrungene Seewasser fast unschmackhaft geworden war, mit einer schmal zugemessenen Portion frischen Wassers und einem kleinen Glase Kornbranntwein ihren täglichen Unterhalt besorgen müssen, und die unerwartet einer Zufuhr von genießbaren Lebensmitteln gewahr werden. Lauter Jubel ist nur der erste Ausbruch der unter solchen Umständen gefühlten Freuden, und dieser drückte sich denn auch bey unsrer ganzen Mannschaft auf dem

Gesichte und in Worten aus, als die mit Dromedaren bespannten Harbe's, oder zweyräderigen tartarischen Karren, bey unsrer Strandstäte Halt machten. Durch die Vorsorge und eifrige Mitwirkung des uns so achtungswerth gewordenen Kaimakan's waren wir denn auch schon am zwölften Tage nach erlittenem Schiffbruche mit dem nöthigen Fuhrwerke versehen, welches aus den erwähnten Karren bestand, die mit Ochsen oder Dromedaren bespannt waren; wir konnten unsre Reise nach Koslow (Eupatoria) antreten, woselbst wir auch am 16ten September 1786, nachdem wir mehrere tartarische Dörfer mit wohlhabenden Einwohnern versehn, passirt waren, und in welchen wir einen reichen Vorrath an Lebensmitteln erhielten, eintrafen. Der zu Kaslow kommandirende Befehlshaber traf auch in kurzem die Veranstaltung, daß das Schiffsvolk auf mehreren im Hafen liegenden Schiffen nach Sewastopol übergeführt wurde. Meiner Pflicht gemäß mußte ich die Mannschaft begleiten, und wir gelangten nach einer günstigen Fahrt den 19ten September an den Ort unserer Bestimmung.

Die Stadt Sewastopol liegt in einer felsigten

an heiteren oder erhabenen Aussichten durchaus armen Gegend des westlichen Tauriens, und noch weniger darf man auf Merkwürdigkeiten der älteren griechischen Baukunst rechnen, ungeachtet der Handel der Griechen zu allen Zeiten, wo sie als selbstständig in der Geschichte auftreten, in ihrem so genannten Chersonesus Tauricus von ansehnlichem Belange war. Nur der berühmte Seehafen, welchen Sewastopol aufzuweisen hat, und in welchem seit der russischen Oberherrschaft die Kriegsflotte des schwarzen Meeres ihren Verbleib findet, zeichnet sich durch seinen Umfang und seine Sicherheit merkwürdig aus. Er besteht eigentlich aus drey Buchten, und wird ringsumher von hohen Felsengebürgen umgeben, die nach dem Gipfel zu nur dürftig mit fruchtbarer Erde bedeckt sind, aber am Fuße und in den zwischenliegenden kleineren Thälern ein wohl fünf Fuß tiefes Erdreich zur Bedeckung haben, welches viele Arten von Futtergräser in üppiger Fülle erzeugt. Die Stadt hatte damals keine Straßen, sondern die Häuser, Magazine und andere Gebäude standen einzeln zwischen den Steinklippen, und waren nur noch von Holz erbaut. Interessant war mir an diesem Orte

eine in Felsen ausgehauene Wohngrotte, die am Ende des Hafens liegt und unter mehreren ihres Gleichen sich besonders gut gehalten hatte. Der Stein, in welchem diese Grotte hineingearbeitet ist, hatte einen Flächenumfang von 110 Fuß, seine Höhe betrug gewiß über 80 Fuß; seine Masse bestand aus Schiefer, Kalkstein und einem muschelartigen Gestein, in welchem man Fische, Kröten, Frösche ꝛc. versteinert fand. Da diese Masse dem Meisel und dem Hammer nachgiebt, so hat man, wenigstens schon in jenen Zeiten, wo die byzantinischen Kaiser Oberherren der Nordküste des schwarzen Meeres waren, in diesem Steine eine Wohnung ausgehauen, von der man noch einige Gemächer, Treppen und Gänge deutlich unterscheiden kann. In der Mitte dieser Wohngrotte befindet sich eine ziemlich geräumige Kapelle, in welcher nur eine schwache Beleuchtung durch einige nahe an der Decke angebrachte Oeffnungen hineinfällt. An der Decke sind noch Spuren vormals daselbst eingegrabener Kreuze sichtbar, woraus sich mit Wahrscheinlichkeit schließen läßt, daß griechische Mönche, welche häufig ein einsiedlerisches Leben führten, die Bewohner dieser Grotte ge-

wesen sind. In späteren Zeiten haben entweder die Tartaren als Feinde christlicher Symbole die Kreuze ausgewetzt, oder auch die alles zerstörende Zeit hat sie angegriffen, daß, als ich die Grotte besuchte, nur geringe Spuren derselben vorhanden waren.

Besuch in Constantinopel.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Sewastopol erfuhr ich, daß ein russisches Frachtschiff segelfertig auf der Rhede liege, das nach Constantinopel bestimmt sey, und den Auftrag habe, verschiedene ausländische kostbare für Rechnung des Kaiserlichen Hauses angekaufte Holzarten einzunehmen. Auf diesem Schiffe war noch die Stelle des Schiffsarztes unbesetzt; ich war auch so glücklich sie zu erhalten, und diese Anstellung war mir um so erfreulicher, weil sich mir jetzt die schöne Gelegenheit darbot, die durch ihre Schicksale sowohl als durch ihre zahlreiche Volksmenge und ihren Handel so berühmte Kaiserstadt Constantinopel kennen zu lernen. Am 27sten September gingen wir unter Segel und waren unter der

Begünstigung eines anhaltenden Nordostwindes so glücklich, schon am 29sten desselben Monats in einer Entfernung von etwa zwey Werften vor Constantinopel die Anker zu werfen. Nur vierzehn Tage dauerte freilich mein Aufenthalt daselbst; indessen was ich hier sah und erfuhr, des sey demungeachtet mit wenigen Worten erwähnt.

Daß die merkwürdigsten Plätze und Gebäude Constantinopels von mir in Augenschein genommen wurden, wie zum Beispiel die berühmte, seit mehr als tausend Jahren stehende Sophieenmoschee, und ähnliche noch zum Theil vorhandene Werke der damals herrschenden griechischen Kunst, versteht sich von selbst. Beschreiben werde ich hier aber nicht, was schon berühmte Schriftsteller, wie Peyssonnel vor mir, und lange nach meinem Hierseyn unter andern der Engländer Deloway zur hinlänglichen Befriedigung des Wißbegierigen geschildert haben. Hier also nur etwas über das weibliche Geschlecht, dessen Lebensweise zwar dem Europäer fremde vorkommt, die aber doch nicht so ganz unsern Sitten entgegensteht, als mancher vielleicht glauben möchte.

Es ist bekannt, daß das weibliche Geschlecht in der Türkey, wie im ganzen Orient, die Sitte hat, auf öffentlichen Promenaden oder Märkten jederzeit verschleiert zu erscheinen; und diese Regel des Anstandes findet auch besonders statt, wenn ein Ball, ein Fest oder dergleichen etwas gegeben wird, wobey sich auch Männer einfinden. Vorzüglich sorgsam entzieht sich die Türkinn durch die Verschleierung nicht nur dem Anblick eines Christen, sondern vermeidet auch sonst nach Möglichkeit allen Umgang mit ihm, weil die Vernachläßigung dieser eingeführten Regel als ein höchst strafbares Vergehen von ihrem Manne, oder ihren Anverwandten geahndet werden würde. Wer indeß, er sey Fremder oder Einheimischer, darauf ausgeht, mit türkischen Frauen oder Mädchen in genauere Bekanntschaft zu treten, der findet auch namentlich in Constantinopel Gelegenheit genug, jeden seiner Wünsche zu befriedigen.

Bey unsrer Ankunft auf der Rhede von Constantinopel gab uns der Befehlshaber des Schiffes folgende Verhaltungsregeln, durch deren strenge Beobachtung wir, wie er glaubte, von jeder

Ungelegenheit oder Verantwortlichkeit am sichersten verschont bleiben würden. "Hüten Sie sich, meine Herren! redete er uns an, sich mit einem Türken in Religionsgespräche einzulassen, oder ihn auf irgend eine Art hintergehen zu wollen; von ihm haben Sie keine Veranlassung zu dergleichen Gesprächen, oder zu einem willkührlichen Benehmen zu fürchten. Noch behutsamer seyn Sie aber, daß Sie dem weiblichen Geschlechte nicht zu nahe zu treten; selbst in Gespräche mit einer Türkin sich einzulassen ist unrathsam. Es giebt, ich weiß es, Männer und Väter, die ihre Frauen und Töchter auffordern, sich mit unerfahrenen Christen in Gespräch, oder wohl gar in nähere Bekanntschaft einzulassen; allein, sie lauern im Hinterhalte, um den Angelockten zu überfallen, und kommt man dann mit ausgeleerter Tasche davon, so ist man sehr glücklich gewesen."

In Konstantinopel findet der Reisende fast alle nur mögliche Vergnügungen, und mannigfaltige Unterhaltung, wozu auch unter andern der Umstand beiträgt, daß manche Türken, der Vorurtheile ihrer Nation vergessend, sich in ihrem Be-

nehmen gerne dem Europäer nähern. So führte uns unser Führer, ein Jude von Geburt, schon gleich den ersten Tag, an welchem ich in Begleitung einiger Officiere unsers Schiffs ans Land ging, um die Merkwürdigkeiten Constantinopels kennen zu lernen, in ein ansehnliches türkisches Gasthaus. Der Wirth war ein stattlicher Mann von Ansehen, sprach fertig französisch, italienisch, auch etwas deutsch, und empfing uns mit einer Zuvorkommenheit, die uns Zutrauen zu ihm einflößte. Es war gerade Mittagszeit; wir fragten ihn, ob er uns nicht eine Mahlzeit für fünf Personen zubereiten könne. Combien des plats ordonez vous, Messieurs? fragte er uns bereitwillig; wir antworteten: so viel Schüsseln als Sie vorräthig haben? Er bat uns nunmehr um eine halbe Stunde Zeit, und führte uns unterdessen in einen anmuthigen, mit Blumen geschmückten und mit Laubgängen gezierten Garten, der zu seinem Hause gehörte. Hier fanden wir die Natur noch in ihrem ganzen Schmucke; das Laub der Bäume war noch so frisch, wie im Frühlinge, und mehrere derselben trugen ein reiches Maaß von Früchten. Da uns hier so wohl war, und ein

heitrer schöner Tag uns diesen Garten so anzüglich machte; so baten wir den Wirth, für uns in einer Gartenlaube die Tafel decken zu lassen. Nach einer halben Stunde war der Tisch servirt, eine sehr wohlschmeckend zubereitete Schüssel folgte der andern; als wir bereits ein halbes Dutzend derselben gekostet, und uns, da sie ohnehin aus Fleisch und Fischen bestanden, hinlänglich gesättigt fühlten, verbaten wir uns die folgenden. Zum Nachtisch folgte noch einiges Kuchenwerk und Früchte. Ueberdieß hatten wir mehrere Bouteillen guten Tischweins ausgeleert, hatten uns nachher eine Tasse Kaffee reichen lassen, und als wir nach der Bezahlung fragten, so betrug unsre ganze Schuld, laut einer vorgelegten Rechnung, nicht mehr als den höchst geringen Preis von vier und einen halben Piaster, oder drey Rubel Silber-Münze. Nach eingenommener Mahlzeit machten wir noch einen Spaziergang in der Stadt und kehrten den Abend an den Bord unsers Schiffs zurück. Die zuvorkommende billige Begegnung, die der brave türkische Wirth uns angedeihen ließ, hatte es zur Folge, daß nicht nur wir, sondern auch das sämmtliche Corps der Officiere unsers Schiffs ihn täglich, so

lange unser Aufenthalt in Constantinopel dauerte, besuchten, und er an uns gewiß erkenntliche Gäste fand.

Ungeachtet der erhaltenen Warnung, uns in unsern Gesprächen gegen Türken vorsichtig zu nehmen, und uns auf das sorgfältigste vor dem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte dieser Nation zu hüten, konnten wir es uns doch nicht versagen, unserm Wirthe, dessen größere Freiheit von Vorurtheilen wir schon kannten, folgende Fragen vorzulegen, die er auch, nach dem ihm eignen richtigen Urtheil, daß es uns nicht um vorwitzigen religiösen Streit zu thun sey, uns zu unsrer Befriedigung beantwortete. Wir fragten ihn zuerst, ob es Vorschrift des Korans, oder nur bloße bürgerliche Sitte sey, daß das andere Geschlecht seiner Nation sich durch Verschleierung des Gesichts so sorgfältig dem Auge der Männer entzöge? "Weder der Koran noch das bürgerliche Gesetz, antwortete unser Wirth, geben in diesem Falle eine bestimmte Vorschrift." Das Verschleiern unsrer Frauen und Mädchen ist größtentheils eben so angenommene Regel zur Erhaltung der

Schönheit als bey Ihren Landsmänninnen, die durch das Vorlegen einer Kappe sich gegen Luft und Sonne zu verwahren suchen. Daß übrigens diese Sitte auch in Gesellschaften beobachtet wird, an welchen Männer Theil nehmen, geschieht allerdings, um sich den Nachstellungen oder Zudringlichkeiten derselben zu entziehen. Wünschen Sie aber, meine Herren! fuhr der Türke fort, einige recht wohlgebildete Mädchen meines Volkes zu sehen, und sich auf eine kurze Zeit an ihrem Gesange und Tanze zu vergnügen, so bestimmen Sie nur Zeit und Stunde, wenn diese erscheinen sollen. Die Verantwortlichkeit, welche Sie befürchten, haftet allein auf mich und meine Person; nur bitte ich Sie inständig, ein möglichst zurückhaltendes und schonendes Betragen gegen diese ohnehin gegen Fremde furchtsamen Geschöpfe zu beobachten." Wir dankten ihm für sein Anerbieten, und versprachen ihm gerne, alles zu vermeiden, was jene Mädchen beleidigen könnte. Wie unser gefällige Wirth sein Wort hielt, und was wir bey der versprochenen Zusammenkunft mit seinen Landsmänninnen zu bemerken Gelegenheit hatten, werde ich gleich erzählen.

Eine andere Frage, welche wir aufzuwerfen uns veranlaßt fühlten, betraf die eheliche Untreue, zu welcher ein Christ eine Türkin verführen möchte, den unerlaubten Umgang einer unverheiratheten Muselmännin mit einem Christen, und die darauf stehende gesetzliche Strafe. "Wenn ein türkisches Mädchen mit einem Jüngling ihrer Nation sich in verbothene Liebeshändel einläßt, erhielten wir zur Antwort, so bestimmt bloß die Familie des Mädchens die Ahndung eines solchen Vergehens; die unangenehmste Folge desselben aber ist immer die, daß eine Verführte nie auf eine anständige Eheverbindung mit einem Manne ihres Standes rechnen darf. Wird ferner ein Mädchen des verbotenen Umganges mit einem Christen überwiesen, so erhält sie nach dem Gesetz, und selbst wenn sie aus angesehener Familie herstammt, erst eine Züchtigung mit starken Riemen auf die Fußsohlen, und wird nachher zur ewigen Sklaverey in die entferntesten Provinzen des Reichs versandt; der Christ aber büßt jederzeit mit seinem Kopfe. Träfe sich es endlich, daß die Favoritgemahlin, oder auch eine andere Ehefrau eines Türken im verbotenen Umgange mit einem Christen überrascht wür-

de, so ist der beleidigte Ehemann durch das Gesetz berechtigt, den Verführer sogleich auf der Stelle niederzuhauen, und seiner treulosen Frau dasselbe Schicksal wiederfahren zu lassen. Doch solche Beispiele sollen, wie uns versichert wurde, höchst selten seyn.

Am folgenden Tage, an welchem wir nach gehaltener Mittagstafel noch die so genannten sieben Thürme, die neuerbaute Judensynagoge und vornehmlich das Serail des Großsultans, in welchem damals wenigstens 400 Sultaninnen lebten, und einige andere Merkwürdigkeiten kennen gelernt hatten, nahmen wir Veranlassung, unserm Wirth noch eine dritte Frage, in Beziehung auf das weibliche Geschlecht der Türken vorzulegen; die Frage nehmlich, woher es dem Großsultan möglich sey, eine so beträchtliche Menge der auserlesensten Schönheiten seines Volkes zusammen zu bringen, und ob man sich nicht dabei einiger Gewalt bediene? "Ganz und gar nicht," antwortete der Wirth. Im Gegentheil machen sich sowohl die ersten Männer des Staats, als auch die Väter des Mittelstandes, eine Ehre daraus, ihre wohlgestalteten

erwachsenen Töchter dem Harem des Großsultans zu offeriren; und ein solches Mädchen ist alsdann für seine ganze Lebenszeit versorgt. Entstehen nehmlich aus solchen Ehen, wie der Monarch sie nach dem Gesetze schließen kann, Söhne, so erhalten sie die möglichst beste Erziehung, und gelangen oft zu den wichtigsten Aemtern des Staats. Gebiert die Sultanin dagegen eine oder mehrere Töchter, so erhalten diese, so lange sie unverheirathet bleiben, eine Pension.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen war denn der Abend herangekommen, an welchem uns unser Wirth mit einigen seiner Landsmänninnen bekannt machen wollte; außer mir fanden sich noch drey Officiere unsers Schiffes zur verabredeten Zeit ein. Außer den Fremden, welche unser Wirth bey sich aufnahm, und für die er einige besondere Zimmer eingerichtet hatte, verkehrten bey ihm auch geborne Türken, welche sich in dem entgegengesetzten Flügel des Hauses aufhielten, und daselbst mit Tobackrauchen und dem Genuß ihres Sorbets den Abend hinbrachten. Diese entfernten sich gegen eilf Uhr Abends, und kaum waren sie

weg, als schon unserm Wirth die Ankunft der bestellten Tänzerinnen angezeigt wurde. Sechs junge Mädchen, von denen das älteste höchstens zwanzig Jahre zählen mochte, traten unverschleiert, nebst einer Zitterschlägerin, herein, machten eine stumme Verbeugung, und stellten sich in eine Reihe, um uns zuerst mit Gesang, und nachher mit Tanzen zu vergnügen. Alle waren sie von einem würklich schönen Wuchs, und hatten eine vortheilhafte Haltung des Körpers; ihr Gesang war höchstens leidlich, was sie aber sangen, blieb uns, wegen unsrer Unkunde mit der türkischen Sprache, völlig unbekannt. Ihr Tanz war lebhaft, zeigte von vieler Gewandheit des Körpers, war aber in Absicht seiner Touren sehr einfach, indem diese in nichts anderem bestanden, als in Vor- und Rückwärtshüpfen, in einem kreuzweisen Reichen der Hände, und einigen Wendungen des Körpers, die ein daran nicht gewöhntes Auge auf das empfindlichste beleidigen müssen. Nach dem eine Viertelstunde währenden Tanze wurde inne gehalten, es wurde, theils zur Erholung, theils zur Abwechselung, wieder gesungen und gespielt. Nach anderthalb Stunden, — denn so lange wa-

ren die Tänzerinnen bey uns, — erfolgte der Schluß-tanz, und mit ihm eine Scene, auf die wir durchaus nicht vorbereitet waren, und welche uns, die Wahrheit zu gestehen, etwas betreten machte, so daß wir froh waren, als die Tänzerinnen uns verließen.

Nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen war unser Schiff befrachtet und zum Absegeln bereit. Am 12ten October verließen wir die Rhede von Constantinopel; widrige Winde aber schleuderten uns im schwarzen Meere umher, daß wir erst am eilften Tage nach unsrer Abreise in dem Liman des Dnepers, von wo aus ich zwey Monate zuvor meine so gefahrvolle Reise angetreten hatte, mit einem günstigen Westwinde wohlbehalten anlangten.

Erste Reise von Cherson nach Riga; Verheirathung daselbst.

Bey meiner Rückkunft nach Cherson bot ein dort etablirter Kaufmann, Namens Schacht, von welchem ich auch schon früher manche schätzbare Beweise aufrichtiger Freundschaft genossen hatte, mir seine Wohnung an, bis ich wieder angestellt seyn würde. Dieser junge Mann hatte vormals Geschäfte mit dem Weinhandel in Riga betrieben, sich aber nachher durch den großen Ruf, in welchen Cherson kurz nach seiner Entstehung wegen des daselbst so leichten Fortkommens für Kaufleute gekommen war, verleiten lassen, an diesem Orte sein Glück zu versuchen. Er wählte auch einen für seinen Endzweck gewiß sehr günstigen Zeitpunkt; denn kaum hatte die Pest im Jahre 1785 aufgehört, als auch schon von den entferntesten Gegenden Eu-

ropa's her Menschen aus allen Ständen und Klassen angezogen kamen, und die verödete Stadt bevölkern halfen. Noch weniger konnte ihm ein guter Absatz seiner aus Riga mitgebrachten Waaren fehlen, denn was er auf seinen gedungenen Fuhren mitbrachte, z. B. holländische Heeringe, dergleichen Käse, Porter, englisches Bier, Rheinwein, Neunaugen, das war alles in Cherson höchst selten, und wurde dennoch sehr begehrt. Er setzte also nicht nur diese Waaren zu sehr hohen Preisen ab, sondern erwarb sich noch überdieß dadurch eine bedeutende Geldsumme, daß er die Kunst verstand, sauer gewordenen Weinen ihre Säure und Schärfe zu benehmen. Dieser so glücklich gelungene Versuch meines Freundes flößte ihm den Muth zu weiter umfassenden Speculationen ein; und theils diese, theils auch eine beabsichtigte Eheverbindung mit einem Mädchen aus Riga, bewogen ihn, eine zweyte Reise dahin zu machen. Wegen seiner besseren Vermögensumstände erhielt er auch bald die Einstimmung der Aeltern seiner mehrjährig treuen Geliebten, mußte sie aber leider todtkrank in Riga zurücklassen, als ihn seine Handelsgeschäfte nöthigten, nach Cherson zurück zu kehren. Bald

nachher erhielt er die Nachricht von dem Tode seiner Braut; und weil ein rechtlicher Mann doch nur einmal in seinem Leben aufrichtig lieben kann, so konnte er sich auch nachmals nicht mehr entschließen, einer Andern seine Hand anzubieten. *)

Mich ersuchte mein Freund Schacht, ihn auf seiner vorhabenden Reise zu begleiten, und weil er wohl einsah, daß die dazu benöthigten Ausgaben damals mein Vermögen überstiegen, so war er großmüthig genug, mir eine völlig freye Reise und einen gleichfalls freyen Aufenthalt in dem damals schon ziemlich theuren Riga anzubieten. Wünschenswerth war es mir allerdings, eine Stadt kennen zu lernen, von der ich so viel Gutes gehört hatte; allein, bedachte ich, welche Verhältnisse des Dienstes mich an Cherson fesselten, so mußte ich beynahe die Hofnung aufgeben, meinen

*) Herr Schacht hatte nachher leider nicht mehr das Glück, daß ihn anfangs bey seinen Handelsunternehmungen in Cherson begleitete. Er ging deshalb nachher nach Constantinopel, von wo aus er noch vor etwa zwölf Jahren an mich schrieb; allein, seit dieser Zeit habe ich nichts weiter von ihm gehört.

Wunsch erfüllt zu sehen. Mehrere Aerzte waren durch die Pest hinweggerafft und noch nicht durch andere ersetzt; die Hospitäler und Lazarethe waren stark mit Kranken besetzt, die der ärztlichen Hülfe bedurften; ein Gesuch um einen wenigstens zweymonatlichen Urlaub mußte, wie ich zu besorgen Ursache hatte, eher eine abschlägige, als eine günstige Antwort veranlassen. Ich wagte es demungeachtet, mich mit einer Bitte, und unter dem Vorwande einer Familien-Angelegenheit, die mir diese Reise nach Riga höchst dringend machte, an den damaligen Befehlshaber der Flotte des schwarzen Meeres, Herrn Admiral Mordwinow, zu wenden, dem ich schon früher meinen Beystand als Arzt geleistet, und welcher mir auch nach seiner Wiederherstellung von einer schweren Krankheit seine besondere Zufriedenheit bezeigt hatte. Wenn gleich die Genehmigung meines Gesuches einige Schwierigkeit kostete; so war der Herr Admiral nicht nur so gewogen, mir in der Erfüllung desselben beförderlich zu seyn, sondern mir auch noch aus der Admiralitäts-Kanzley eine Courierpadoroschna (Reisepaß) ausfertigen zu lassen, damit ich nirgends aufgehalten würde. Nun wurde

die Reise mit möglichster Eile betrieben; am dritten Tage nach meinem erhaltenen Urlaub konnten wir uns bereits auf den Weg machen. Eine leichte dauerhafte Kibitka, in welcher wir die nöthigen Kleidungsstücke und etwas Mundvorrath mitnahmen, führte uns unaufgehalten von einer Station zur andern, bis Mohilow, in dessen Nähe wir ein kleines Abentheuer bestanden. Wir waren nehmlich von Cherson bis Tschernigow auf Rädern gefahren, mußten aber, weil hier die Schlittenbahn gut war, unser Fahrzeug auf eine Schleife setzen lassen. Es war im Januar des Jahres 1787, diesseits Mohilow (von Riga gerechnet) ein so starker Schnee gefallen, daß es, da nur das Schneelicht in der Nacht uns leuchtete, schwer hielt, Berge und Thäler von einander zu unterscheiden. Unser Postillion war durch einige Gläser Brandwein, die er auf der Station zu sich genommen hatte, froh geworden, sang, fuhr so schnell zu, als es seine Pferde nur ertragen konnten, und so kam es, daß als wir eben von einem ansehnlichen Berge herunterfuhren, unser Schlitten unerwartet in ein seitwärts gelegenes tiefes Thal herabschleuderte. Der Postillion, der, ohne zu wissen wie? etwas

früher in das Thal herabgekommen war, als wir, war durch seinen Schreck nüchtern geworden, und erwartete uns nun unten mit banger Besorgniß. Glücklicherweise ging alles, einige unbedeutende Kontusionen abgerechnet, die wir davon trugen, ohne Schaden ab; wir setzten frohen Muthes unsere Reise fort, und langten schon am dreyzehnten Tage nach unsrer Abreise von Cherson auf der letzten Station vor Riga (Kirchholm) an. Hier verweilten wir ein Paar Stunden, um uns anzukleiden, und zugleich etwas warmer Speise zu genießen, deren wir, außer einer Tasse Kaffee oder Thee, während unsrer ganzen Reise entbehrt hatten. Noch an dem nehmlichen Nachmittage wurde die letzte Station zurückgelegt; wir hatten das Ziel unsrer Reise erreicht.

So lernte ich denn Riga kennen, die Stadt des russischen Reichs, welche schon längst im Auslande nicht nur wegen ihres bedeutenden Handels, sondern auch wegen der Umgänglichkeit und Gastfreyheit ihrer Bewohner so bekannt als beliebt gewesen ist. Von dem gewählten Absteigequartier verfügten mein Freund und ich uns gleich zu des-

sen Schwiegeraltern, so wie er denn überhaupt, weil ich noch in Riga ganz unbekannt war, die Gefälligkeit hatte, mich in mehrere Bürgerfamilien jener Stadt einzuführen. So wurde ich auch unter andern in dem Hause des damaligen Kaufmanns Sandis bekannt, welcher zwar selbst in Geschäften des Holzhandels nach Weißreußen verreist war, dessen Gattin aber mit ihren zwey bereits erwachsenen Töchtern mich gleich einem schon längst bekannten Freund des Hauses aufnahmen. Und hier war es denn, wo unerwartet in mir Gefühle erwachten, der ich mich kaum vorhin fähig gehalten hatte, oder wie sie wenigstens sich bey mir noch nicht für irgend ein anderes Mädchen, dem ich meine Hand anbieten durfte, erwacht waren. Wer selbst geliebt hat, und wer den Unterschied des vorübergehenden Liebesparoxismus von der aus Hochachtung entstehenden Zuneigung kennt, wird es mir nicht verargen, wenn ich es gestehe, daß der stille häusliche Sinn, die ungekünstelte Anspruchlosigkeit, der überwiegende Frohsinn, vereint mit Wohlwollen und Güte mir die älteste, damahls neunzehn Jahr alte Tochter des Kaufmanns Sandis in kurzer Zeit so schätzbar und so liebens-

würdig machten, daß ich von jetzt an nur für sie zu leben schien. Daß ich es nunmehr an öfteren Besuchen nicht fehlen ließ, versteht sich von selbst, und glücklicherweise blieb es mir nicht unbemerkt, daß Mutter und Tochter die mir genommene Erlaubniß mit einer für mich gewiß sehr schmeichelhaften Nachsicht aufnahmen. So waren schon vierzehn Tage in dem Genuß vorhin noch nie erlebter Stunden hingebracht, als mein Verstand sich bereitwillig finden ließ, an meine anderweitigen Verhältnisse mit einiger Ruhe und Ueberlegung zu denken. Nur noch zweymal vierzehn Tage höchstens sollte der mir so lieb gewordene Aufenthalt in Riga dauren, wenn ich anders nicht die gesetzliche Zeit meines Urlaubs überschreiten wollte. Mochte das dir so theuer gewordene Mädchen dir in der That nicht abgeneigt seyn, darfst du es, dachte ich nunmehr bey mir, darfst du es von ihr verlangen, auf gutes Glück, entfernt von allen Angehörigen an deiner Hand den dreyhundert Meilen weiten Weg nach Cherson anzutreten? Wirst du allezeit im Stande seyn, durch dich selbst deiner künftigen Gattin dafür Ersatz zu geben, daß sie sich vielleicht auf ewig von denen trennen muß,

in deren Umgange sie bisher ihre ganze Zufriedenheit fand? — Solche Reflectionen gleichen, wie Jeder meiner Leser aus Erfahrung wissen wird, der Wolke, die einen heitern schönen Frühlingstag trübet. Daß ich recht that, mir dergleichen Fragen vorzulegen, das war unzweifelhaft; daß sie mich aber etwas niederbeugten, war auch natürlich und verzeihlich. Wohl mir, daß ich an Herrn Schacht einen Freund hatte, dem ich diese mir so wichtige Angelegenheit entdecken durfte, und der sich auch sogleich willig erbot, für die Erfüllung meiner Herzenswünsche nach Möglichkeit mitzuwirken; nur sollte ich, wie er mir dazu rieth, selbst Gelegenheit suchen, meiner Auserwählten die Neigung meines Herzens bekannt werden zu lassen. Wenn es auf das Auffinden einer Gelegenheit ankommt, so wissen Liebende sie aus sehr begreiflichen Ursachen sehr bald zu finden; sie bot sich auch mir bald dar; eine Einladung zum Besuch des Theaters, welche mit Genehmigung der Mutter angenommen wurde, und die die jüngere Schwester wegen einer kleinen Unpäßlichkeit ausschlagen mußte, führte mir den günstigsten Zeitpunct herbey, mich, es versteht sich mit einiger

Zurückhaltung, über das, was in meinem Herzen vorging, mich zu erklären. "Wenn es Ihr Ernst ist, war die wohlwollende Antwort, die ich erhielt, so sprechen Sie freyer." Ich bot nun alles auf, um die Besitzerin meines Herzens von der unläugbaren Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen und des unwandelbaren Wunsches zu überzeugen, daß sie die Gefährtinn meines künftigen Lebens werden möge. Ein sanfter Händedruck und ein herzlicher Kuß bestätigten mir von ihrer Seite nicht nur was sie für mich fühlte, sondern auch, wie leicht es ihr seyn würde, um meiner willen Alles zu verlassen, was ihr allenfalls bisher lieb gewesen wäre. Solch eine Begünstigung des Glücks konnte und durfte ich nicht erwarten; sie wurde mir zu Theil, und was war nun bey mir gerechter, was sicherer begründet, als die festeste Hofnung auf Lebensglück, es mochte seyn, unter welchen Umständen es wollte. Noch denselben mir so unvergeßlich theuren Abend wagte ich es, die Mutter um ihre Einwilligung zu einem Ehebündnisse zwischen ihrer Tochter und mir zu ersuchen. Anfangs schien sie freylich ungeneigt, meinem Wunsche Gehör zu geben; allein, da unsre ge-

genseitige Zuneignng schon zu tiefe Wurzel gefaßt hatte, auch ein naher Verwandter und Freund des Hauses unsre Trennung als unrathsam erklärte; so gab sie nach, und wer fühlte sich in diesem Augenblick zufriedener, als meine Braut und ich.

Meine Urlaubszeit war nunmehr schon bis auf drey Wochen dahingeschwunden; daß es mir bald wieder gelingen würde, das mir jetzt so lieb gewordene Riga besuchen zu können, war nicht wahrscheinlich. Man war deshalb gütig genug, meinen dringenden Bitten um die baldige Vollziehung unsrer Hochzeit nachzugeben, es wurden eiligst die dazu nöthigen Anstalten getroffen, und am 27sten Februar 1787 war ich durch meine nunmehrige Gattin in vollem Besitze des meiner wartenden häuslichen Glückes. — In der siebenten Woche meines Aufenthalts in Riga trat ich unter herzlichen Segenswünschen sämmtlicher Verwandten, und mit vollem Vertrauen auf die Zufriedenheit meiner künftigen Lebenstage, die Rückreise nach Cherson an.

Leider war mein würdiger Freund Schacht,

dem ich jetzt so viel zu danken hatte, nicht so glücklich, die beabsichtigte Eheverbindung mit seiner erklärten Braut vollziehen zu können. In welchem bedauernswerthen Zustande er sie antraf, habe ich bereits erzählt. Nur eine Verlobung und Wechselung der Trauringe konnte bei diesen Liebenden statt finden, und wurde auch vollzogen. Herr Schacht besorgte sonach noch seine Handelsgeschäfte, und begleitete uns auf unsrer Reise, um nicht nur selbst die frohe Erfahrung zu machen, wie vielen Segen eine Freundschaft wie die seinige stiften kann, sondern auch um uns neue Beweise seines fortdauernden Wohlwollens zu geben.

Der Vater meiner Frau war, wie schon gesagt, in Handelsgeschäften nach Rußland verreist. Weil diese ihn nöthigten, seinen Aufenthaltsort oft zu verändern, so konnte ihm von der Verheirathung seiner Tochter nichts gemeldet werden. Es blieb uns also nichts übrig, als ihm die Nachricht davon selbst zu hinterbringen, und dies war sehr leicht auszurichten. Er hatte nehmlich von Riga aus denselben Weg genommen, der uns

nach Cherson führte, überdies reiste er mit Postpferden; auf einer oder der andern Station mußten wir ihn also antreffen, wenn wir uns nur sorgfältig nach ihm erkundigten. Unser Nachforschen war nicht vergebens. Vierzig Meilen von Riga, in dem Städtchen Kraslaw, erfuhren wir, daß Herr Sandis vor einigen Stunden daselbst angekommen, in der dortigen Apotheke abgetreten, und gesonnen sey, am folgenden Tage frühe seine Reise fortzusetzen. Meiner Gattin verursachte diese Nachricht einen nicht geringen Schrecken; denn bey allem Bewußtseyn ihrer Schuldlosigkeit besorgte sie doch, daß ihr Vater sie nicht mit der Herzlichkeit empfangen mögte, wie sie es sonst von ihm gewohnt war, im Fall er ihre Verheirathung erführe, in welche er doch seine Einwilligung nicht gegeben hatte. Auch fürchtete sie in Rücksicht seines schon mehr als funfzigjährigen Alters, daß eine unvorbereitete Zusammenkunft des Vaters mit der Tochter, und noch mehr das unerwartete Zusammentreffen an einem so entfernten Ort leicht Folgen für seine Gesundheit haben könne, welche durch die Freude des Wiedersehens wohl nicht wieder gut zu machen wären. Es mußte

also dahin gesorgt werden, daß vornehmlich der Vater meiner Gattin gehörig auf die Scene vorbereitet wurde, welche seiner wartete.

Nachdem mein Freund und ich uns auf der Station angekleidet hatten, gingen wir zur Apotheke, um meinen Schwiegervater zu sprechen, der gerade, als wir ins Zimmer traten, in Gesellschaft der Familie des Apothekers sich zur Abendmahlzeit gesetzt hätte. Herr Schacht wurde sogleich erkannt; nach mancherley Fragen: wie es in Riga stünde? und dgl., erbat mein Freund sich die Erlaubniß, mit Herrn Sandis allein sprechen zu dürfen. Man führte uns in ein Nebenzimmer, und hier redete mein Freund den Herrn Sandis folgendergestalt an: Ich muß Sie, würdiger Freund! mit einer Nachricht bekannt machen, welche Sie sehr nahe angeht, die Ihnen gewiß viele Freude verursachen wird, wenn sie gleich vielleicht fürs erste erstaunt und verwundert seyn mögten, indem ich Ihnen aufrichtig den Vorgang dieser interessanten Begebenheit erzählen werde. Ihre älteste Tochter Mariane ist verheirathet, und befindet sich gegenwärtig hier in diesem Städtchen

auf dem Posthause; Sie werden die Güte haben, in unsrer Gesellschaft dahin zu kommen, um ihr einen guten Abend zu wünschen.

„Wie? — meine Tochter ist an Sie verheirathet?“

Nicht an mich, erwiederte mein Freund, sondern an den Mann, den Sie hier vor sich stehen sehen.

Ganz betroffen über diese Nachricht, und nachdenkend, sagte er endlich zu meinem Freunde: „Ich glaube, Sie wollen mich wohl zum Besten halten, oder von etwas überreden, was meines Bedünkens ganz unmöglich ist?“

Bisher hatte ich, ohne an der Unterredung Theil zu nehmen, in einer kleinen Entfernung gestanden, und nur zugehört; jetzt war es für mich Zeit, gleichfalls das Wort zu nehmen. Sie können fest überzeugt seyn, Herr Sandis! waren meine Worte, daß alles, was mein Freund Schacht Ihnen gesagt hat, völlig gegründet ist;

ich bin der Glückliche, dem Ihre gute Mariane die Hand gegeben hat; ich verehre Sie von jetzt an als meinen Vater, freue mich innigst, Sie kennen gelernt zu haben, und bitte zugleich um die Fortdauer Ihrer Gewogenheit. Von Ihrem edlen Charakter erwarte ich es übrigens mit Zuversicht, daß Sie gleichfalls meine Verbindung mit Ihrer Tochter genehmigen, und mir ihren väterlichen Segen nicht entziehen werden, da ohnehin Ihre Frau Gemahlin eingewilligt, und mit Berathung ihrer Verwandten unsre Ehe zugelassen hat. Setzen Sie übrigens in das, was ich gesagt habe, einigen Zweifel, so haben Sie die Güte, Sich mit uns nach dem Posthause zu begeben, wo Sie Ihre Tochter vorfinden werden, die Ihnen dasselbe sagen wird, was Sie von uns erfahren haben.

Stillschweigend gingen wir hin. Herr Sandis bewillkommte zwar seine Tochter, aber doch immer bei allem Bestreben, sich liebreich zu benehmen, mit etwas Kälte und Gleichgültigkeit. „Und du, meine Tochter, redete er sie an, bist ohne meine Einwilligung verheirathet worden, und das an

einen Mann, von dem ich nie etwas gehört und den ich nie gesehen habe; wer ist er, und wo willst du mit ihm, oder er mit dir hin?" Nachdem ihm meine Frau auf alle ihr vorgelegten Fragen Antwort gegeben, auch einige Briefe von ihren Verwandten überreicht hatte, wandte er sich zu mir mit der Frage: „Haben Sie, mein Herr Doctor! einen Trauschein aufzuweisen?"

Ihnen zu dienen, Herr Vater! war meine Antwort, mit der ich ihm den verlangten Trauschein überreichte. Er ging an das Licht, übersahe die von seiner Tochter überbrachten Briefe und das Attestat, fand unsre Erzählung vollkommen der Wahrheit gemäß; und nun kam er, mit Thränen in den Augen, zu uns, legte seine Hände auf unsre Häupter, und wünschte uns mit einer Herzlichkeit, welche sich unserm Gemüth unauslöschlich eingeprägt hat, Wohlergehen, Gesundheit und Glück unter der Leitung des Allerhöchsten. Unter Frohsinn und bei einer gefüllten Schaale Punsch verstrichen die Stunden der Nacht. Bei Anbruch des Tages wurden unsre Equipagen angespannt; schmerzlich war die Trennung des Va-

ters von seiner Tochter, denn keine Hofnung des Wiedersehens belebte damals seine Seele; allein es mußte geschieden seyn; wir folgten, jeder dem Rufe unsrer Bestimmung; er eilte seiner Heimath zu, wir unserer künftigen Wohnstadt Cherson.

Reise der Kaiserin Catharina der Großen nach Cherson.

Von Kraslow bis Neschin, einer Stadt des ehemaligen Tschernigowschen, jetzt Kleinreussischen Gouvernements, 1230 Werst von Riga, hatten wir, ohne etwas besonders Merkwürdiges gesehen oder erfahren zu haben, unsern Weg glücklich fortgesetzt, als mit einem Male wir durch einen Anblick, der uns sehr willkommen war, aus unsrer Zurückgezogenheit auf uns selbst geweckt wurden. Die Stadt Neschin, die, wie bekannt, einen wichtigen Handelsverkehr nach der Türkey, nach Schlesien und Leipzig treibt, dessen Geschäfte vornehmlich durch Russen und Griechen besorgt werden, wurde durch die bevorstehende Durch-

reise der Kaiserin Catharina der Zweiten ungemein belebt. Schon einen Tag früher als wir, waren mehrere Beamte von der Kaiserlichen Suite hier angekommen; den folgenden Tag wurde die Monarchin selbst erwartet, um von Neschin aus über Krementschuk, und von dort auf dem Dneper nach Cherson zu gehen, woselbst, wie bekannt, eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Joseph dem Zweiten verabredet war. Wirklich traf auch die Große Kaiserin an dem dazu festgesetzten Tage in Neschin ein, hielt daselbst das Mittagsmahl, und setzte schon denselben Nachmittag ihre wichtige Reise weiter fort. Wir mußten, wegen des Mangels an Pferden, der aus sehr leicht einzusehenden Ursachen auf den neureussischen Stationen einstweilen eingetreten war, mit Grund besorgen, aufgehalten zu werden, wenn es uns nicht gelänge, uns an die Kaiserliche Suite anzuschließen. Wir waren so glücklich, an dieser Ehre Theil nehmen zu dürfen; und da man überall voraussetzte, ich sey ein Arzt im Dienst der Monarchin, so wurde bei Vorzeigung des Passes (Padoroschna) auch ohne weiteren Verzug mein Vorspann besorgt. Unter allen Reisen, welche ich in

meinem Leben gemacht habe, war keine vergnügter und unterhaltender, als die gegenwärtige, welches auch bei einem so zahlreichen Gefolge, als das Kaiserliche damals war, wohl nicht anders seyn konnte. Auf allen Stationen, wo die Begleitung anhielt, um das Frühstück oder Mittagsessen einzunehmen, oder die Abendtafel zu halten, wurde ich, meine Frau und mein Freund gleichfalls in die Gesellschaft gezogen, welches ich besonders der Gefälligkeit des bei der Kaiserlichen Suite angestellten Doktors Roskin zu verdanken hatte, mit dem ich bei meiner Abreise aus Neschin in nähere Bekanntschaft trat. Auf dem ganzen Wege von St. Petersburg bis Krementschuk waren überdies vornehmlich an solchen Orten, die sich für die Aufnahme der Monarchin nicht eigneten, einfache, jedoch geräumige hölzerne Wohnungen erbaut, welche auf das Prächtigste tapeziert und möblirt waren, und deren Einrichtung nicht wenig zu den Annehmlichkeiten dieser Reise beitrug. Am 11ten May des Jahres 1787, Vormittags nach 10 Uhr, langte die Kaiserin zu Krementschuk an. Eben sollte eine schwere Verbrecherin, deren gesetzwidrige That ich aber nicht

erfahren konnte, in Prozession zum Richtplatz geführt werden, um mit der Knutstrafe zu büßen. Die Kaiserin, die schon auf der ganzen Reise so manche Beweise ihres menschenfreundlichen Charakters gegeben hatte, war auch hier so gnädig, die Verbrecherin von der ihr zuerkannten Knute loszusprechen und die Strafe zu mildern.

Von Krementschuk reiste die Kaiserin, wie schon gesagt, zu Wasser nach Cherson ab, wozu schon früher alle Anstalten getroffen waren; wir dagegen setzten unsere Reise, die bis Cherson noch über drei hundert Werst betrug, durch die sogenannte taurische Steppe fort. Eine Wagenreparatur, die wir vorzunehmen erachteten, verursachte uns einen Aufenthalt von mehreren Tagen; sehr begreiflich also, daß wir bei unserer Ankunft in Cherson die Monarchin schon vor uns fanden. Einige Tage vorher war auch bereits Joseph der Zweite, unter dem Namen des Grafen von Falkenstein, hier eingetroffen und hatte die Kaiserin sogleich bewillkommnet. Der Aufenthalt beyder gekrönten Häupter in Cherson dauerte etwa drey Wochen. Die dort veranstalteten Solennitäten und

Feste begannen damit, daß zwei neu erbaute Kriegsschiffe vom Stapel laufen sollten. Damit die Bewohner Chersons und der umliegenden Gegend gleichfalls an diesem Schauspiele Theil nehmen konnten, waren bereits vorher drey Floßbrücken über den Dneper geschlagen, mit einer Brustlehne versehen, und zum Schutz gegen Sonne und Regen mit einem, mit grünem Wachstuche bezogenen Obdach versehen worden. Zwischen den beyden äußern Floßbrücken, auf denen das Militair und die übrigen Zuschauer Platz nahmen, befanden sich die Gerüste, von welchen die Schiffe ablaufen sollten. Die mittlere Brücke, welche die Kaiserin, der Graf von Falkenstein, und die höchsten Standespersonen einnehmen sollten, zeichnete sich besonders durch prachtvolle und mit gutem Geschmack erfundene Verzierungen aus. Der 2te Junius war zum Ablaufen der Schiffe vom Stapel bestimmt; ein heiterer, unbewölkter Himmel versprach den mehreren Tausenden, die sich zur Ansicht dieses feierlichen Schauspiels versammelt hatten, einen ungestört frohen Genuß. Tages zuvor wurde allen Officieren der in und um Cherson stehenden Regimenter, und den Officieren der

Flotte angesagt, sich an dem zur bevorstehenden Feyerlichkeit angesetzten Tage um zehn Uhr Morgens in der Citadelle einzufinden; um eilf Uhr waren auch schon alle andere Anstalten zu einem, der Kaiserin würdigen Empfange getroffen. Vom Kaiserlichen Palais an bis zu dem etwa eine halbe Werst entfernten Stapelplatze war der Weg geebnet, und in einer Breite von zwei Faden mit grünem Tuch belegt; zu beiden Seiten standen die sämmtlichen Officiere, die den Weg eingeschlossen hielten, und deren mannigfaltige Uniform dem Auge des Zuschauers nicht mißfiel. Am Stapelplatze war ein hohes Gerüste mit einer Gallerie erbaut, auf welcher die Musikanten stationirt waren. Am Ende der für die Kaiserin eingerichteten Floßbrücke stand ein Sitz mit einem Tronhimmel, der mit blauem Sammet bezogen und mit silbernen Quästen und Frangen reichlich geschmückt war. Um ein Uhr Mittags trat die Kaiserin aus dem Palais, begleitet von dem Grafen von Falkenstein, und im Gefolge mehrerer hohen Personen Ihres und des Wiener Hofes; der Graf ging ihr zur rechten Hand, zur linken Hand der Fürst Potemkin. Die Monarchin erschien

ganz einfach in einem grauen tuchenen Kapot und einer Mütze von schwarzem Atlas auf dem Haupte; eben so war der Graf nur in einen einfachen Frack gekleidet; Fürst Potemkin dagegen glänzte in einer reichlich mit Gold gestickten Uniform, und mit seinen sämmtlichen Ordenszeichen. Bei Ankunft der Monarchin auf der Floßbrücke wurde das Signal zum Ablaufen der Schiffe mit einem Kanonenschusse gegeben; die Musik ertönte von der Gallerie herab, und der Donner der Kanonen von den Wällen der Citadelle. Unmittelbar darauf sahe man den Kolos des Kriegsschiffs anfangs feyerlich langsam, nachher schneller von dem Hügel, auf dem er stand, sich herabbewegen und in den Dneper fahren; ein zweytes Schiff folgte dem ersten bald darauf nach, wobey das Hurrahrufen einer Volksmenge von mehreren Tausenden, die Musik und der Donner der Kanonen den Anblick verherrlichten. Nachdem Ihro Majestät allen denen, die sich bei dem Bau und Ablassen der Schiffe thätig bewiesen, Ihre vollkommene Zufriedenheit bezeigt hatten, geruheten Allerhöchst-Dieselben, die Ober- und Unter-Schiffsbaumeister und mehrere andere Personen mit goldenen

Uhren und Dosen reichlich zu beschenken, und sich in Höchst-Dero Palais zurück zu begeben. Nunmehr wurden auf den schwimmenden Brücken Tafeln zum Mittagsmahle servirt, auf welche Speisen und Getränke im Ueberfluß aufgetragen waren, und an welchen sämmtliche Officiere und Jeder, der in anständiger Kleidung erschien, so wie auch Damen Antheil nehmen konnten. Auf dem freien Platze zwischen der griechischen Vorstadt und der Citadelle wurden dem gemeinen Volke zum Besten in reichem Maaße Wein und Brandwein hingestellt, welches auch bey seinen allezeit gefüllten Fässern bis in die Nacht hinein schwärmte und tobte. Am Abend wurde ein schönes Feuerwerk abgebrannt, und bei Hofe Bal gegeben, wobey das Personal über Tausend beyderley Geschlechts ausmachte.

Die folgenden Tage, während welcher die erhabene Monarchin Cherson durch ihre Gegenwart beglückte, wurden theils mit geselligen Unterhaltungen, theils mit Spazierfahrten und Fußpromenaden hingebracht, woran bisweilen auch der Graf von Falkenstein Antheil nahm. Die merk-

würdigste unter den letzteren war die, welche die Kaiserin in Begleitung des Grafen und eines großen Gefolges den Dneper herab bis Kinburn und Otschakow anstellte. Nach Allerhöchst Dero Zurückkunft nach Cherson ward der Befehl ertheilt, Anstalten zur Rückreise nach St. Petersburg zu treffen, und drey Tage darauf reisten Ihro Kaiserliche Majestät im höchsten Wohlseyn und begleitet von den Segenswünschen Ihrer getreuen Unterthanen von Cherson ab. Am folgenden Tage trat auch der Graf von Falkenstein mit seinem Gefolge die Rückreise nach Wien an, und mehrere hohe Standespersonen, die während des Aufenthalts der Kaiserinn einen Besuch in Cherson gemacht hatten, folgten auch in wenigen Tagen nach.

Der Graf von Falckenstein, der während seines Aufenthalts in Cherson in der griechischen Vorstadt bey dem damaligen Römisch-Kaiserlichen Konsul, Herrn von Rosarewitsch, das Absteigequartier genommen hatte, beobachtete die ganze Zeit seines Verbleibs daselbst die möglichste Einge-

zogenheit. Täglich sah man ihn indeß von einem Officier oder höchstens noch von einem Bedienten begleitet, in der Stadt oder Vorstadt umherspazieren. Eines Tages wurde unter andern die Aufmerksamkeit des Grafen auf ein Trinkhaus (Kabback) gelenkt, aus welchem das Spiel der Balalaika*) und ein wüstes Geschrei betrunkener Sänger ihm entgegenschallte. Jedermann wohlwollend, wie er war, freute er sich, auch an der geringsten Volksklasse der Russen eine Heiterkeit des Gemüths zu bemerken, welche nicht leicht anders, als durch eine gegründete Zufriedenheit mit ihrer bürgerlichen Lage zu erklären ist, und welche, wie er bemerkte, nicht überall in dem Maaße und in der Allgemeinheit, wie hier, anzutreffen sey. Doch nicht blos auf diese Weise, sondern auch durch mehrere Beweise ädler Menschlichkeit hinterließ der Graf von Falkenstein in Cherson ein rühmliches Andenken. Mehrere Personen, die er hier kennen lernte, nahm er nicht nur in seine Dienste, sondern versah sie auch mit reichlichem Reisegelde

*) Balalaika ist ein längliches, schmal geformtes, einer Zitter ähnliches Instrument, mit zwei Darmsaiten bespannt.

und mit Briefen nach Wien. Eine Chirurgenwittwe, welche mit ihren zwey Kindern in großer Dürftigkeit lebte, erhielt von ihm eine Pension, und mehrere Personen, die während seines Aufenthalts einige Bemühungen um ihn hatten, wurden mit kostbaren Prätiosen beschenkt.

Reisen während des Türkenkrieges von 1787 bis 1790; Aufenthalt zu Moszna und Nikolaew; Edelmuth eines Saporoger Kosaken; Otschakow, nach seiner Einnahme.

Gegen das Ende des Jahres 1787 wurde der Krieg mit den Türken kund gemacht. Alle in und um Cherson stehenden Regimenter erhielten den Befehl zum schleunigen Aufbruch, um der Armee des Großsultans, welche auf sechszig bis siebenzigtausend Mann angegeben wurde, und welche bereits über die Donau gegangen war, entgegen zu rükken. Die auch von unsrer Seite immer mehr verstärkte Armee konnte der Annäherung der Türken an die russischen Gränzen um so leichter Widerstand leisten, da der nachmalige Fürst Suwarow

bereits mit einer Handvoll Menschen den ersten Anfall des Feindes bey Kinburn so nachdrücklich zurückwieß, daß er es nicht mehr wagte, über die Gränzen seines Landes sich heraus zu begeben. Welches der fernere Verlauf dieses Krieges war, und wie durch ihn Suwarows Celebrität und die Ohnmacht der Türken immer mehr zunahm, muß ich, als aus der Geschichte jener Zeit bekannt, voraussetzen, indem ja die meisten meiner Leser jene Begebenheiten selbst mit erlebt haben. Nunmehr wurden auch schon Anstalten zu der nachmals so berühmt gewordenen, und im Jahre 1788 glücklich beendigten Belagerung Otschakows gemacht, und beschlossen, diese beyden kriegführenden Theilen gleich wichtige Festung sowohl von der Seeseite als von der Landseite zu beschießen. Die hohe Lage der Festung und ihre ungeheuer dicken Mauern waren wohl die vornehmste Ursache, warum der Angriff der Festung schon früher mehreremale versucht wurde, allein von der Seeseite nicht glücken wollte. Die auf dem Liman des Dnepers liegenden Bombardierböte, auf deren einem ich mich befand, konnten mit ihrem Geschütz nur wenig wirken; ein Sturm von der Landseite, wozu sich

erst im Spätjahre 1788 die erwünschte Gelegenheit darbot, mußte dasjenige ergänzen, was bis dahin noch nicht erreicht war. Er kostete freylich mehreren Tausenden unsrer braven Krieger das Leben; allein, wie sicher durch diese Acquisition die russische Reichsgränze gedeckt und der Handel auf dem schwarzen Meere geschützt ist, das hat auch die Erfahrung der folgenden Jahre hinlänglich bekräftigt.

Schon als die Belagerung Otschakows begann, erhielt ich von dem Admiralitäts-Kollegio zu Cherson einen Befehl des Inhalts: "Es habe der Chef des in dem Städtchen Moszna, in der (damaligen) polnischen Ukraine stehenden Kommando's, Kriegs-Kommissair Pletenew, an die Admiralität einen Bericht eingesandt, und ersucht, wegen der vielen Kranken, die der Hülfe eines Arztes unumgänglich bedürften, das Nöthige zu verfügen. Das Admiralitäts-Kollegium habe deshalb entschieden, mich dahin zu senden; ich sollte mich sonach unverzüglich in der Kanzley des Admiralitäts-Kollegiums einfinden, um daselbst die zu dieser Reise nöthigen Instructionen in Empfang zu nehmen.

Gewiß konnte mir wohl keine Nachricht erfreulicher seyn, als diese. Schnell eilte ich zu meinem Chef, um ihn den erhaltenen Befehl zur Ansicht mitzutheilen, aber auch er war bereits darüber von dem Admiralitäts-Kollegio unterrichtet worden, und entließ mich deshalb auf der Stelle meines bisher bekleideten Amtes. Es war schon Abends spät, als ich meine Entlassung erhielt; ich hatte noch einiges in Ordnung zu bringen, und konnte also erst den folgenden Tag aus Kinburn abreisen. Da ich Postpferde genommen hatte, und unterweges mir keine Hindernisse Aufenthalt verursachten, so langte ich schon denselben Tag gegen Abend in Cherson an, woselbst meine Gattin mit Unruhe und Besorgniß während meiner Abwesenheit mehrere Wochen hingebracht hatte. Doch bald kehrte bey ihr, als sie mich gesund und wohlbehalten wieder sah, die gewohnte Heiterkeit und Ruhe zurück.

Den Tag nach meiner Ankunft ging ich in die Kanzley des Admiralitäts-Kollegiums, woselbst ich die Anweisung vorfand, ein Verzeichniß der nothwendigen Medikamente anzufertigen, und dieselben aus der Apotheke zu empfangen. Am drit-

ten Tage war ich mit meiner Apotheke schon in Ordnung; es wurden mir die gesetzlichen Vorspanngelder (russisch: Progongeld genannt) ausgezahlt, und mir zwey Mann Militair und ein russischer Feldscheer (Zirulnik) zur Begleitung gegeben. Wir hatten von Cherson bis Nowomirgorod, einem Städtchen des ehemaligen Kiewschen Gouvernements, nachmals der 1796 aufgehobenen Wosnesenskischen Statthalterschaft, die berüchtigte Steppe von 400 Werst zu durchreisen, in der man, wenigstens in jenen Zeiten, oft auf 30 bis 40 Werst nur eine höchst elende, baufällige Wohnung antraf, woselbst man außer Brandwein auch nicht das mindeste von Lebensmitteln oder andern Bequemlichkeiten vorfand. Jeder Reisende mußte sich also, um nicht Mangel zu leiden, mit allem Nöthigen reichlich versehen; denn Dörfer traf man hier in der ganzen Gegend nicht, weil es an Waldung und an Strömungen, ja selbst oft an Quellen von trinkbarem Wasser gebrach.

Wir hatten etwa die Hälfte des Weges von Cherson nach Nowomirgorod durch die unwirthbare Steppe zurückgelegt, als wir wegen des uns

lästig werdenden Platzregens, der auch bis in die Nacht hinein anhielt, bey einer Schenke anfuhren, um daselbst ein Nachtlager, oder doch wenigstens ein einstweiliges Obdach anzutreffen. Es wurde uns von dem Wirthe ein schmuziges Zimmer angewiesen, in welchem sich nichts weiter, als ein schadhafter Tisch, ein zerbrochener Stuhl und eine Ruhebank befand. Wir ließen dennoch unsern durchnäßten Bettpfühl und andere nothwendige Dinge aus dem Wagen nehmen und sie ins Trockne bringen. Dies bemerkte der Wirth, und fragte uns, ob wir etwa gesonnen wären bey ihm zu übernachten? Wir bejahten seine Frage. Nun versicherte er uns mit einer sehr bedenklichen Miene, daß es wohl für uns nicht rathsam sey, bey ihm die Nacht hinzubringen, indem sich in der Steppe mehrere Räuberbanden aufhielten, welche, wenn sie irgendwo Reisende bemerkten, es nicht fehlen ließen, einzubrechen, und dann die Reisenden nicht blos auszuplündern, sondern auch wohl zu ermorden. Zur Bestätigung seiner Aussage führte er uns wohl ein Dutzend Beyspiele an, daß in den benachbarten Schenken dergleichen Ueberfälle statt gefunden hätten. Ich dankte ihm für die ge-

gebene Nachricht, versicherte aber, daß mir gar nicht bange sey, und daß ich Muth genug habe, mich jedem feindlichen Angriffe, vereint mit meinen Leuten, standhaft zu widersetzen. Waren aber gleich, wie ich vermuthete, die Erzählungen des Wirths nur Erdichtungen und keine Thatsachen, so hielt ich es dennoch für gerathen, einige Maaßregeln auf mögliche unangenehme Fälle zu treffen. Ich gab also meinen beyden Soldaten Befehl, ihre Gewehre zu laden, unsern Wagen und den mit der Apotheke dicht an das Haus unter die Fenster zu ziehen und Nachtwache zu halten. Den Fuhrmann und den Feldscheer hieß ich, auf Stroh gelagert, sich unter die Wagen legen, und versah jeden von ihnen mit einem geladenen Pistol. Ich selbst, meine Frau und mein Aufwärter (russisch: Dentschik genannt) blieben im Hause. Allein die Wache, der ich befohlen hatte, bey Annäherung verdächtiger Menschen sogleich Lärm zu machen, blieb ruhig, die Nacht verstrich ohne die geringste Stöhrung. Der folgende Tag verkündigte uns durch einen heitern und unbewölkten Himmel eine günstigere Reise, als wir sie den Tag zuvor gehabt hatten. Wir setzten frohen Muthes unsern Weg

fort, und erreichten am neunten Tage nach unſerer Abreiſe von Cherſon die Stadt Nowomirgorod. Hier gewährte uns der grünende Wald, die häufigen Gärten mit ihren mannigfaltigen Fruchtbäumen, und die überall bemerkbare Wohlhabenheit der Landleute einen ſehr erfreulichen Anblick; und wahrlich! wenn man ſich vorher mehrere Tage durch eine unwirthbare Steppe mühſam durchhelfen muß, ſo ſcheint die Gegend um Nowomirgorod wegen der üppigen Fülle, in welcher dort Thiere und Pflanzen gedeihen, dem Reiſenden ein Paradies zu ſeyn. Wir konnten es uns nicht verſagen, in dieſer ſo lieblichen Landſtadt einen Tag auszuruhen, und uns an dem Genuß warmer Speiſen zu erquicken, deren wir ohnehin auf unſrer Steppenreiſe entbehren mußten. Von Nowomirgorod bis Moſzna, dem Orte meiner Beſtimmung, waren nur noch drey Tagereiſen, und auch dieſe wurden, zumal in einer ſo fruchtbaren und kultivirten Gegend, mit leichter Mühe zurückgelegt.

Bey meiner Ankunft in Moſzna war es mein erſtes Geſchäft, den Befehlshaber von den dort

stehenden Truppen, den Kriegs-Commissair Pletenew, der auch zugleich mein Vorgesetzter war, die Aufwartung zu machen. Dieser wunderte sich nicht wenig, mich früher vor sich zu sehen, als er selbst es vermuthet hatte. Es wurde mir indeß gleich eine Wohnung angewiesen, und da es nicht viele Zeit erforderte, meine wenigen Sachen in Ordnung zu bringen, so konnte ich noch am Tage meiner Ankunft die hin und her in Quartiere verlegten schweren Kranken übersehen.

Moszna war, als ich es kennen lernte, ein mittelmäßiges Dorf, am Flusse Ingul, mit einer Kirche, etwa gegen 320 Bauergesinden und einigen recht artigen, von Fachwerk oder Holz erbauten Wohnhäusern. Mehrere polnische adeliche Familien, welche hier wohnten, und Ländereyen besaßen, zahlten der Krone Polen einen jährlichen Zins. Ein polnischer Choronzi; der außer Moszna noch einige benachbarte Dörfer unter seiner Jurisdiction hatte, und deshalb auch von seinen Untergebenen Gubernator betitelt wurde, wohnte am Ende des Dorfes in einer Festungsähnlichen Verschanzung, die aus einem aufgeworfenen, mit

Palliſaden verſehenen, Erdwalle beſtand, der aber freylich nur mit hölzernen, eiſenartig angeſtrichenen Kanonen beſetzt war, bey welchen hin und wieder gleichfalls aus Holz gehauene Soldaten in bunt gemahlten Uniformen als Schildwachen ſtanden. Auf dem Ingulfluſſe werden die in Moſzna verfertigten ziemlich großen Tranſportböte und Schaluppen nach Cherſon geſchafft. Vorzüglich aber wird hier viel Holz gefällt, das wegen ſeiner vorzüglichen Güte und Feſtigkeit zum Bau der Kriegsſchiffe nach Cherſon geflößt wird. Zu dieſem Behufe befindet ſich auch hier das Ruſſiſch-Kaiſerliche Kommando, das größtentheils aus Zimmerleuten und Waldhauern beſteht, und für welches ich als Arzt nach Moſzna hin beordert wurde.

Vier Monate lebte ich bereits in dieſem Dorfe, es war mir gelungen, das Lazareth für die Aufnahme ſämmtlicher Kranken einzurichten, und mit dem Nothwendigen zu verſorgen; ich glaubte nunmehr auf ein ruhigeres Leben rechnen zu dürfen, als meine bisherigen Amtsverhältniſſe es mir geſtattet hatten. Ich traf deshalb eine ökonomiſche Einrichtung, wie ich ſie ſeit meiner ehelichen Ver-

bindung noch nicht hatte treffen können, verschaffte mir Möbeln und andern Hausbedarf, und manches, was nicht jederzeit zu haben war, in reichlicherem Vorrathe. Allein es schien, als ob meine Verhältnisse mir keine andere Ruhe gönnen wollten, als die, welche Jedermann, früher oder später, findet, die Ruhe in seinem Grabe; es sey denn, daß ich mich möglichst bald aus den Verbindungen herausriß, in welchen ich einstweilen lebte. Kaum nehmlich fieng ich an mich dessen zu freuen, daß mir bald mehr als eine Quelle häuslicher Freude fließen würde, deren stete Reinheit mein unbemerktes Leben zu einem dennoch wünschenswerthen erheben sollte, so wurde ich durch einen Befehl, den mein Chef ganz unerwartet aus dem Chersonschen Admiralitäts-Kollegio erhielt, aus meinen süßen Träumen aufgeschreckt. Der Befehl lautete kurz, und ohne alle Angabe der Ursachen, warum er ertheilt sey, dahin, "daß ich von meinem jetzigen Dienste dispensirt werden und nach der Stadt Nikolajew am Bugflusse gehen sollte, woselbst ich mich bey dem Brigadier Faleew zu melden hätte." Würden nicht noch einige Briefe, die mein Chef erhielt, über meine so plötzliche Ver-

setzung einige Auskunft gegeben haben, ich hätte wahrlich nicht gewußt, was man aus mir machen wollte. Aus diesen ergab sich es, daß ich den bey der Eroberung von Otschakow, Bender und Jassy verwundeten oder anderweitig erkrankten Soldaten, die zur Verpflegung nach Nikolajew gebracht waren, und denen es noch zum Theil an ärztlicher Hülfe fehlte, meinen Beystand leisten sollte. Und daß dieser an mich ergangene Befehl nicht blos mich bestürzt machen, sondern auch tief niederbeugen mußte, war in meiner Lage sehr natürlich. Denn wenn es mir auch nur geringe Besorgniß machte, daß alles, was ich für meine häusliche Einrichtung angeschafft hatte, so gut als verloren war; so trat ein anderer Umstand ein, der für mich Hauptsache war, und bey dem ich also nicht gleichgültig bleiben durfte. Meine treue Gattin hatte mich kurz zuvor mit der Geburt einer Tochter erfreut und war noch Wöchnerin. Das erst vierzehn Tage alte Kind mußte einer Amme übergeben werden; aber von den Weibern zu Moszna, welche zu diesem Dienst die tauglichsten waren, verstand sich keines dazu, mit uns die Reise zu machen. Uebrigens mußte ich befürch-

ten, daß meine Frau, deren Gesundheitsumstände nicht die besten waren, durch die feuchte und rauhe Frühjahrswitterung, und durch die Reise in der Steppe, woselbst an keine Erfrischung gedacht werden konnte, vielleicht auf Lebenszeit kränklich und hinfällig werden mögte. Doch was half hier alles Hin- und Hersinnen; was nützte es, uns über unser Geschick zu beklagen oder zu betrüben, der Dienst erforderte strenge Pflichterfüllung, die Reise mußte angetreten werden. Unser kleiner Viehbestand von zwei milchenden Kühen, einem Paar Schweinen, einigen Hünern und Gänsen, wurde für den halben Preis verkauft; die angeschafften Vorräthe von Victualien, die Möbeln und das Hausgeräth wurden fast umsonst weggegeben; binnen dreyen Tagen war alles aufgeräumt; die Pferde waren vor den Wagen gespannt, und die Reise ging vor sich. Unsere Gesellschaft bestand diesmal aus wenigern Personen, als bei der Herreise nach Moszna; denn die beiden Soldaten und der Feldscheer blieben daselbst zurück. Unser Weg führte uns über St. Elisabeth, welches auch unter dem Namen Elisabethgrad bekannt ist, und damals die Haupt-

stadt des Ekaterinoslawschen Gouvernements war. Hier mußte ich mich in der Kanzley des Fürsten Potemkin, damaligen General-Gouverneurs der eben genannten Statthalterschaft, erkundigen, welchen Weg ich als den nächsten nach der kaum erst entstandenen Stadt Nikolajew zu nehmen habe; ich war auch so glücklich, hierüber befriedigende Auskunft zu erhalten. Nun war noch meine größte Sorge, an diesem Orte eine Amme für meine noch nicht drey Wochen alte Tochter auszumitteln. Auch in diesem Geschäfte übertraf der Erfolg meine Erwartung; nach manchem Suchen und Forschen fand sich eine gesunde, kinderlose Frau, welche sich mit Vergnügen erbot, die Reise mitzumachen, und welche deshalb auch unter mehreren Mitbewerberinnen den Vorzug erhielt. So war denn wiederum eine drückende Sorge beseitigt, es wurde also noch der nöthige Mundvorrath besorgt, und dann die Reise durch die uns schon einmal so widerlich gewordene Steppe angetreten, in der, wie bekannt, nicht die nothwendigsten Bedürfnisse zu erhalten waren. Unsre Reisegesellschaft bestand aus sieben Personen, welche auf zwey mit fünf Pferden bespannten Wagen

vertheilt waren. Anfangs schien es zwar, als ob auf unsrer Reise uns nichts Merkwürdiges begegnen sollte; allein ein Umstand, der in einer Steppenreise sich häufig ereignen kann, und dessen unseliger Einfluß alsdann mit jedem Tage zunimmt, führte uns dennoch gegen das Ende dieser Fahrt eine Begebenheit herbey, welche zu interessant ist, als daß ich sie meinen Lesern verschweigen dürfte.

Wir reisten im May-Monat, also in einer Jahreszeit, wo die hochstehende Sonne den ohnehin dürren Boden der Steppe dergestalt erhitzt und austrocknet, daß der Stich der Sonne, die Hitze, welche der Erdboden von sich giebt, und der beständig aufgeregte feine, mit vielen Salztheilen vermischte Staub Menschen und Thieren ungemein beschwerlich fällt. Wir hatten schon so manchen Tag mit diesem Uebel gekämpft; unser Wasservorrath war verbraucht, und wenn wir auch aus den Steppenquellen Wasser bekommen konnten, so war dieses wegen seines widerlichen Geschmacks und wegen der vielen Insekten, die darin ihr Wesen trieben, nicht trinkbar, oder

konnte nur im höchsten Nothfalle gekocht, und mit Wein vermischt, genossen werden; und auch dieser Vorrath fing an auszugehen. Was half es uns nun, daß wir noch Lebensmittel auf mehrere Tage hatten, als wir ihrer bedurften; oder mehrere Bouteillen Wein, mit dem wir uns ebenfalls reichlich versorgt hatten. Schon dem ganz gesunden Menschen ist bey dem Genuß trockner Victualien das Wasser als Getränk unentbehrlich, denn der Wein, wenn er in einer heißen Gegend unvermischt genossen wird, reizt bekanntlich mehr den Durst, als daß er ihn stillen sollte. So stand es um uns, als wir noch zwei Tagereisen von Nikolajew entfernt waren, und was hätte ich dennoch für mich gefürchtet, wenn nur meine Gattin, mein Kind und dessen Amme nicht so schrecklich gelitten hätten. Meine Gattin, deren Gesundheit noch immer nicht ganz hergestellt war, wollte vor Hitze verschmachten, meine acht Wochen alte Tochter war im Begriff, ein Raub des Todes zu werden, weil die gleichfalls ganz erschöpfte Amme ihr keine Nahrung zu geben vermogte. Und unsern Pferden mußten wir ganz die Freiheit lassen, so langsam einherzugehen, als

es ihnen gefiel, wenn wir sie nicht verlieren wollten. Uns blieb für jetzt nur die Hofnung, bald aus dem Bugflusse neues Leben zu schöpfen; doch auch diese, wie weit schien sie uns noch entfernt, wie schwach, um unsern Muth bis dahin aufrecht zu erhalten, wo unserm Leiden gewiß abgeholfen seyn würde. Aber Gottlob! die Hülfe, welcher besonders die Meinigen bedurften, war näher, als wir es zu ahnden wagten; und sie erschien in so schöner, freundlicher Gestalt, als es von einem wohlwollenden Leiter unserer Schicksale irgend zu erwarten war. Ein Saporogerkosake,*) der eben auf einer Wanderung in der Steppe begriffen war, begegnete uns, mit einem Reisesacke, in dem sich seine Victualien befanden, und einer mit Quas gefüllten Kürbisflasche, welches

*) Der Kosakenstamm, zu welchem unser edle Wanderer gehörte, ist seit dem Jahre 1775 unter dem Namen der Kosaken vom schwarzen Meere (russisch: tschernomorskye Kosaki) bekannt; der Kürze halber haben wir den alten Namen der Saporoger beybehalten. Ueber ihre früheren Schicksale und über ihre Lebensweise sind unter andern Büsching (in der großen Erdbeschreibung) und Georgi (in der geographischen Beschreibung des russischen Reichs) zu vergleichen.

beides er nach der Gewohnheit seiner Landsleute auf der Schulter trug. Ich wußte es sehr wohl, daß ein Saporoger bey seinen oft mehrere hundert Werst weiten Wanderungen durch die Steppe nur so viel Proviant und Getränk mitnimmt, als zu seiner Selbsterhaltung unumgänglich nöthig ist; unsern Wanderer um einen Trunk anzusprechen, schien mir daher unbillig zu seyn. Allein sein ehrwürdiges Alter, seine edle, vielversprechende Miene, und die zunehmende Ermattung meiner Frau, machten mich muthig genug, den Saporoger anzureden, und ihn wenigstens für die leidende Mutter und Amme um Hülfe zu bitten. Mit edler Freundlichkeit nahm der Saporoger ohne Anstand die Kürbisflasche von der Schulter, trank erst selbst daraus, zum Zeichen, wie willig er Nothleidenden von dem Seinigen mittheile, und reichte dann die Flasche meiner Frau mit den Worten: „Trink, Mutter, du bedarfst der Erquickung.“ Nachdem meine Frau sich an dem lieblichen, aus Früchten bereiteten Getränk erquickt hatte, kam die Flasche auch an die Amme, der ein mäßiger Trunk aus derselben ebenfalls eine schätzenswerthe Wohlthat war. Auch mir bot der

edle Saporoger seinen Vorrath an; allein ich schlug sein Anerbieten unter dem Vorwande aus, daß ich noch nicht so dringend des Getränkes bedürfe, um ihn des seinigen zu berauben, obgleich auch mir die Zunge an dem Gaumen klebte. Hätte ich es ihm gestattet, seine Gutherzigkeit wäre so weit gegangen, daß er auch den beyden Fuhrleuten und den Bedienten seine Gabe gespendet hätte; allein das durfte aus der schon angeführten Ursache ich nicht um seiner selbst willen zugeben. Nachdem nun meiner Frau und der Amme die nöthige Erquickung zu Theil geworden war, glaubte ich der Billigkeit gemäß zu verfahren, wenn ich dem dienstfertigen Saporoger zur Belohnung einen silbernen Rubel anböte. Doch wie erstaunte ich, als bei dem Anblick des Geldstückes die freundliche Miene des Saporogers, die so ganz das reine Bewußtseyn der erfüllten Menschenpflicht ausdrückte, sich in eine ernste verweisende Miene verwandelte, und er mich anredete: „Glaubst du, daß ich mein Getränk deiner Frau und der Amme auf Wucher gereicht habe, so irrst du dich; ich würde mein Gewissen beflecken, und mich an Gott versündigen, wenn

ich, um eine so reichliche Bezahlung zu erhalten, Menschen in der Noth dienen wollte. Damit du aber nicht denkst, ich verschmähe deine Erkenntlichkeit, so gieb mir einen Pätak, (Fünfkopekenstück) damit ich bey nächster Gelegenheit auf deine und deiner Frauen glückliche Reise trinken kann." Ich mußte ihm zu Willen seyn; er nahm dankend mein kleines Geschenk dahin, sagte uns ein herzliches Lebewohl, und wanderte weiter. — Ich enthalte mich aller Lobeserhebungen oder anderweitigen, dem Saporoger günstigen oder mindergünstigen Bemerkungen, und werfe nur die Frage auf: ob nicht bei Völkerstämmen, wie bey den ächten Nationalrussen und Kosacken vornehmlich deswegen die Pflichten der Menschlichkeit so hoch geachtet werden, weil man über dieselben nicht soviel philosophirt, wie anderwärts, und ob die Ungefälligkeit und Gleichgültigkeit, mit welcher besonders die geringern Volksklassen in und bei großen Städten die Leiden ihrer Mitbrüder ansehen, nicht vornehmlich davon abzuleiten ist, daß Willkühr und Chikane das Gefühl des persönlichen Werths bei diesen Leuten unterdrückt, und ihnen den Muth zu ähnlichen

Handlungen raubet? So, glaube ich wenigstens, muß ich das Benehmen zweyer freyen Letten beurtheilen, die ich während meines spätern Aufenthalts in Riga nicht von der rühmlichsten Seite kennen lernte.

Vor wenigen Jahren, als ich schon meine Praxis in Riga ausübte, führte mich ein Geschäft nach dem Stadtgute Pinkenhof. Etwa auf der Hälfte des Weges löste sich die Vorderachse meines Fahrzeuges, weil der Splintnagel sich krumm gebogen hatte. Ein Paar Letten, die meine Verlegenheit bemerkten, und die ich um ihre Beihülfe zur Wiederherstellung des schadhaft gewordenen Fahrzeuges bat, fragten mich mit einer gleichgültigen und schadenfrohen Mine: Herr! was gebt ihr uns? Ich bot ihnen erst zwey, nachher vier Fünfer (8 Groschen), allein sie erklärten, daß sie für minder als einen halben Thaler (16 Groschen) keine Hand an das Werk legen würden. Glücklicherweise kam auch ein russischer Zimmermannsgehülfe (im Russischen Plotnik genannt) die Straße daher gegangen. Ich redete ihn an, und bat ihn dringend, mir,

wenn es seine Zeit erlaubte, aus meiner Verlegenheit zu helfen. Sei tschas! (sogleich) war seine kurze Antwort; er spannte das Pferd aus, zog den Splintnagel aus dem Korbe des Wagens heraus, schlug ihn zwischen zwey Steinen gerade, und in längstens einer Viertelstunde war alles in Ordnung. Den halben Thaler, den die Letten mir abdringen wollten, erhielt nunmehr der dienstfertige Russe, und die Letten konnten ihren Verdruß, sich im Handel verrechnet zu haben, durch nichts weiter an den Tag legen, als daß sie stillschweigend ihren Weg gingen.

Der zwanzigste May des Jahres 1788 war endlich der uns erfreuliche Tag, an welchem wir die ganze Steppe zurück gelegt hatten, und uns dem Ort unserer Bestimmung, Nikolajew, näherten. Allein wie sehr wurde ich in Erstaunen gesetzt, als mein Fuhrmann, den ich von Elisabethgrad bis hierher bedungen hatte, auf einmal anhielt, und, obgleich ich nichts anders als einzelne Schilfhütten und ausgestellte Schildwachen sahe, mir dennoch anzeigte: daß hier Nikolajew liege. Mir schien dieß um so unwahr-

scheinlicher, da ich schon vor zwey Jahren gehört hatte, daß man am Bugflusse eine neue Stadt anlege, die den Namen Nikolajew führen sollte; was war natürlicher, als an diesem Orte auch Häuser und Hausbewohner vorauszusetzen und zu suchen. Außerdem stand in dem Befehl an den Kriegskommissair Pletenew zu Moszna, daß ich mich bey meiner Ankunft in Nikolajew bey dem Brigadier Faleew zu melden habe. Meine nähere Erkundigung bey den Schildwachen wieß es aus, daß die Aussage des Fuhrmanns richtig war, und daß ich mich wirklich auf dem Grund und Boden der Stadt Nikolajew befand. Da aber für mich hier kein Verbleib war, ich auch den Herrn Brigadier Faleew nicht vor mir fand, um mich bei ihm melden zu können, so mußte ich weiter reisen, um diesen Mann aufzusuchen. Eine genauere Erkundigung, wo die krank danieder liegenden Saldaten anzutreffen wären, und wo die Wohnung des Brigadiers zu finden sey, belehrte mich endlich, daß ich noch fünf Werste weiter zu fahren habe, um diejenigen Personen anzutreffen, die die Veranlassung meiner unternommenen Reise waren. Ich machte mich also unge-

säumt auf den mir bezeichneten Weg; als ich ihn kaum zur Hälfte zurückgelegt hatte, wurde ich den Ort gewahr, woselbst die Krankenanstalten und auch der Brigadier wohnhaft waren. Er hieß Bogojawlenie, und bestand aus sechszehn mit Schilf gedeckten hölzernen Wohnungen, die als Spitäler eingerichtet waren, und aus einer Menge Zelte und tartarischer Filzhütten; mehrere Wohnungen waren überdieß in die Erde gegraben, ragten kaum aus derselben hervor, hatten aber doch auch ihre Bewohner. Laut den Briefen an meinen frühern Vorgesetzten, den Kriegskommissair Plettenew, durfte ich voraussetzen, daß es hier schon mehrere Aerzte gebe, bei denen ich mich gerne nach dem Bestand und der Lage der Kranken erkundigt hätte, deren Heilung zu übernehmen ich verpflichtet war. Ein deutscher Mann, der mir begegnete, und den ich bat, mir die Wohnung irgend eines Arztes nachzuweisen, konnte mir nicht anders behülflich seyn, als daß er mir die Wohnung des Apothekers zeigte, die in einer kleinen Entfernung an einer Anhöhe liegen sollte. Ich ging dahin; aber wahrlich! ich stand schon auf dem Dache des gesuchten Hauses, ohne zu

ahnden, daß unter meinen Füßen Menschen wohnen mögten, bis endlich der aus einem Loch herausſteigende Dampf, und eine Thüre, die ich an dem Abhange des Berges gewahr wurde, mich belehrten, wohin ich meinen Weg nehmen müſſe. Ich ging auf die bemerkte Thüre zu; bei Eröffnung derſelben trat ein kleines bucklichtes Männchen heraus, und das war der Apotheker. Beyde ſtutzten wir, als wir uns ſahen; es ſchien, als ob wir uns kennen wollten, und ſo war es wirklich. Kaum hatten wir einander unſere Namen geſagt, ſo ergab es ſich, daß wir ſchon vor zehn Jahren in Cronſtadt Bekanntſchaft gemacht hatten. Er führte mich in ſeine Wohnung, die außer dem dunkeln Vorhauſe noch aus zwei Abtheilungen beſtand, deren eine für ſeine Familie, die andere für die Apotheke eingerichtet war. Das Innere der Wohnung war dem Aeußern ähnlich; die Wände waren mit gelbem Lehm überworfen, die Decke beſtand aus geflochtenem Rohr mit Erde überſchüttet, und kleine Fenſter von ſchlechtem Glaſe gewährten dem innern Raum nur ein ſchwaches Licht. Auf ähnliche Art waren alle die übrigen Wohnungen errichtet. Traurig waren

die Folgen des Wohnens in einer solchen Erdhütte, besonders für die Familie des Apothekers: denn kaum war ich in das Zimmer getreten, so mußte ich auch bemerken, daß seine Frau und seine fünfjährige Tochter in hohem Grade hektisch waren und höchst elend darnieder lagen. Nun war des Fragens kein Ende. Er erzählte mir: daß er kurz nach unserer damaligen Trennung von seinen Vorgesetzten den Befehl erhalten habe, die öffentliche Apotheke in Irkutzk zu übernehmen, und auch aus schuldiger Hochachtung gegen das ihm erwiesene Vertrauen nicht weiter angestanden hätte, sich an den Ort seiner Bestimmung hinzubegeben; so schwierig es auch war, mit einer Gattin und kleinen Kindern eine so weite und an sich beschwerdenvolle Reise zu unternehmen. Er wollte mir ausführlich erzählen, welches seine mannigfaltigen Leiden auf der Reise nach Irkutzk gewesen, wie er aber daselbst dennoch drey Jahre zufrieden verlebt, und durch welche Veranlassung er hierher nach Bogojawlenie berufen worden sey, als ich ihm bemerkbar machte, daß meine Frau sich mit ihrem Kinde und der Equipage auf der Straße befänden, und daß ich keine Zeit verlie-

ren dürfe, mich bei dem Brigadier Faleew anzumelden und ihn um eine Wohnung für mich zu bitten. „Sie haben eine Frau und auch eine Tochter?“ erwiederte der Apotheker, „dann bedaure ich Sie, daß Ihr Schicksal Sie hierher in eine Jammerwelt geführt hat. Führen Sie Ihre liebe Gattin in unsere Hütte ein, damit sie so lange bei uns verweile, bis Sie Ihr Geschäft abgemacht haben, und wieder bey uns seyn können.“ Nachdem ich meine Frau in das Haus des gastfreyen Apothekers eingeführt hatte, ging ich zu dem Brigadier Faleew, dessen Wohnung ich auch nicht lange suchen durfte, weil sie sich vor andern Häusern durch roth angestrichene Wände und durch eine Decke von Dachziegeln unterschied. Ich fand an dem Herrn Brigadier einen wohlbeleibten Mann, der in einen grünen damastenen Schlafrock gehüllt und mit einer blauen atlassenen schwarz bebrehmten Mütze bedeckt war, an deren Zipfel ein mehrere Loth schwerer silberner Quast prangte. Sein Gewehr war eine lange Tabackspfeife und er war einstweilen damit beschäftigt, auf einem Sopha sitzend, seinen Thee einzunehmen. Ich hielt es für Pflicht, ihn mit

meiner Person bekannt zu machen, um ihn zu überzeugen, wie pünktlich ich seinem Befehle nachgekommen sey, und mich des Herrn Brigadiers Wohlgewogenheit bestens zu empfehlen. So weit ging alles gut; als ich aber so frey war, ihn auch, im Fall ich in Bogojawlenie länger bleiben sollte, um eine Wohnung zu bitten, ohne welche ich, weil ich Familie hätte, nicht bestehen könnte, da antwortete er mir mit einer ziemlich verlegenen Miene und unter Anerbietung einer Tasse Thee: „Ja! ja! Wohnung, mein lieber Freund! das ist eine Sache, womit ich Ihnen nicht dienen kann; ein paar tartarische Filzhütten, die noch im Magazine vorhanden liegen, stehen zu Diensten, und Sie müssen sich damit so lange zu behelfen suchen, bis ich im Stande bin, Ihnen eine bessere Wohnung anweisen zu können.“ Bey dem Abschiede endlich gab mir der Herr Brigadier die Anweisung, mich in Absicht der Kranken bey dem Stabsdoctor Samoilow zu melden, der mir über die mir obliegenden Geschäfte eine vollständige Auskunft ertheilen würde. Diesen Aesculap fand ich aber für heute nicht zu Hause; ich ging daher in das Magazin, um die

Filzhütten zu empfangen, und sie in der Nähe der Apotheke aufschlagen zu lassen. Noch ehe ich zur Apotheke zurück kam, fand ich die Filzhütten schon vor mir; nach gehaltener Abendmahlzeit ward zu ihrer Aufschlagung geschritten, wozu eine Anhöhe unweit der Apotheke an einem Bache gewählt wurde. Da es aber schon Abend war, so hatte ich den bey solchen Hütten nöthigen Pfählen und Stricken nicht die nöthige Festigkeit gegeben, welcher dieselben bedurften, damit die Hütte nicht vom Winde umgeworfen würde, sondern diese zweckmäßigere Einrichtung meiner neuen Wohnung bis auf den folgenden Tag verschoben. Doch, wie empfindlich wurde mir meine Eilfertigkeit vergolten, so viele Mühe ich mir auch gegeben zu haben glaubte, um das Bett und andere im Zelte nöthigen Dinge recht ordentlich einzurichten. Gegen Mitternacht hörten wir schon von ferne her ein Donnerwetter, und auch in unsrer Gegend fing die Luft an, unruhig zu werden; bald kam das Gewitter näher, und in einer halben Stunde hatten wir es über unserm Haupte. Ein Schlag folgte auf den andern; heftige Blitze, die der dunklen Nacht eine schauer-

liche Hellung gaben, durchkreuzten die Luft; ein Wirbelwind, in Begleitung eines schweren Platzregens, half auch das seinige dazu, um die Schrecknisse dieser Revolution in der Atmosphäre zu vermehren. Es dauerte nicht lange, so faßte der Wind unsre Hütte, hob sie sammt den Pfählen und Stricken von der Erde auf, und warf sie in einiger Entfernung von unserer Ruhestätte auf den Boden hin. Da lagen wir denn unter freyem Himmel, geängstigt von den Schrecknissen des Donners und Blitzes und von der Unannehmlichkeit eines Regens, der fast einem Wolkenbruche glich, waren ganz durchnäßt und ohne Obdach und Schutz. Und so mußten wir noch fast eine Stunde verweilen, bis das Toben der Elemente nachgelassen hatte, und wir unsere traurige Lagerstätte verlassen konnten. Unter uns allen hatte aber wohl Niemand so sehr gelitten, als meine, kaum ein halbes Jahr alte Tochter, welcher mit der Amme ein Lager auf der Erde auf einer Decke von Stroh neben unserm Bette angewiesen war, und die, wie letztere, keinen trocknen Faden am Leibe hatte.

Der Apotheker, welchem, wie es schien, in

Absicht unsrer nichts Gutes geahndet hatte, kam nach vorübergegangenem Ungewitter aus seiner Wohnung hervor, bemerkte bald unsern bedauernswerthen Zustand, und bat uns, in seine Hütte einzutreten. Wir folgten seinem freundlichen Wink, wechselten unsere nassen Kleider mit trocknen, und benutzten noch einige Stunden, um auf Stroh gelagert, in der Hütte unsers theilnehmenden Freundes der Ruhe zu pflegen, die uns auch um so mehr wohlthat, da wir uns mit der Beruhigung niederlegten, daß uns kein größeres Unglück, als das so eben überstandene, begegnet war.

Der Tag nach dem furchtbaren Gewitter war schön und heiter. Ich benutzte ihn, um vor allem den Stabsdoctor Samoilow aufzusuchen, und mir die Kranken anweisen zu lassen, deren Cur ich übernehmen sollte. Die übrigen Stunden dieses Tages wurden dazu angewandt, um meiner Filzhütte eine dauernde Festigkeit zu geben und nicht wieder durch ein so unangenehmes Begegniß gestört zu werden, wie ich es mir vor wenig Stunden hatte gefallen lassen müssen.

Mein Aufenthalt in Bogojawlenie währte nicht lange. Die Anzahl der Kranken, welche ich mir so beträchtlich vorgestellt hatte, war es keineswegs, und wurde von eilf Ärzten und Chirurgen zur Zufriedenheit bedient. Ich erhielt sonach den Befehl, mich nach Nikolajew hinzubegeben, und daselbst meinen Verbleib zu nehmen, indem auf Verfügung des Chersonischen Admiralitäts-Collegiums mehrere hundert Mann an Zimmerleuten, Baumeistern und Gehülfen (russisch: Plotniki) dahin kommandirt waren, um die schon vor mehreren Jahren projectirte neue Stadt zu bauen, damit ich bey etwanigen eintretenden Unglücksfällen sogleich zur Hand seyn könnte. — Früher muß wohl kein menschliches Wesen seinen Wohnort in dieser Gegend genommen haben, wo nun nach wenigen Monaten eine Stadt hervorging, welche schon im ersten Jahre ihrer Existenz ein glückliches Aufblühen versprach, und woselbst jetzt Menschen aus allen Gegenden ihre Wohnungen aufschlugen. Rings umher war alles öde; die einzigen lebenden Geschöpfe, die man hier sahe, waren Schlangen, deren Biß zwar unschädlich war, die aber doch durch ihr Ein-

schleichen in die ohnehin nur von Schilf und Brettern verfertigten sparsamen Wohnungen den Menschen lästig und schreckhaft wurden. Auch in unsre von Schilf erbaute Hütte, in welcher wir die erste Nacht, seit wir in Nikolajew waren, zubringen mußten, hatte sich dieses Ungeziefer zahlreich eingeschlichen, und obgleich wir der Vorsicht halber unsere Bettstelle auf vier hohen Pfählen befestigt hatten, so half dies dennoch nichts; denn sie wußten sich hinauf zu winden, und mit gräßlichem Gezisch, weil sie Menschen witterten, sich nach der andern Seite des Bettes über uns hinweg zu wälzen und zu fliehen. Häufiges Aufsuchen und Tödten dieser lästigen Gäste in ihren Schlupfwinkeln bewirkte es jedoch in kurzer Zeit, daß in ganz Nikolajew keine oder hin und wieder nur einzeln eine Schlange mehr zu finden war. Der Bau der neuen Stadt ging mit bewundernswürdiger Schnelligkeit von Statten; denn in dem Jahre, welches ich hier verlebte, standen schon über hundert und funfzig Häuser da, zu welchen das Holz auf Kosten der Krone in reicher Menge, so wie auch andere Baumaterialien den Bug hinab geflößt, und so-

wohl an die Kronsofficianten, als auch an andere, welche sich hier ansiedeln wollten, zu höchst billigen Preisen überlassen wurde. Nur mußte jeder Anbauer sich genau nach dem Plan richten, nach welchem diese Stadt allmählig ausgebaut werden sollte. Die Zahl der Einwohner, welche sich aus mehreren Gegenden des Reichs zusammen fanden, betrug schon im Jahre 1789, in welchem ich Nikolajew verließ, gegen drittehalb tausend Menschen.

Während meines Aufenthalts in Nikolajew besuchte ich auch die seit kurzem so berühmt gewordene Festung Otschakow, welche nur eine Tagereise von meinem einstweiligen Wohnorte entfernt war. Hier sahe ich noch manche Spuren der schrecklichen Katastrophe, welche Otschakow durch seine harte Belagerung und Einnahme zu bestehen gehabt hatte. Zertrümmert und in sich selbst zusammen gestürzt, lagen die Häuser der Stadt darnieder; nur wenige konnten der russischen Besatzung ein nothdürftiges Obdach gewähren. Mehrere Leichen erschlagener Türken lagen, von Ratten halb verzehrt, unter dem Schutte der Häuser begraben. Von den kolossalischen Wäl-

len, welche die Stadt umschließen, waren durch das Brescheschießen der russischen Artillerie ganze Flanken in Trümmer geworfen und eingestürzt. Auch außerhalb der Stadt erblickte man noch ringsumher die Spuren der Verwüstung, die sich innerhalb des unglücklichen Otschakow dem Auge so reichlich darboten; denn nahe und ferne von der Stadt lagen noch mehrere Hunderte von Pferde- und Menschengerippen zerstreut, deren Fleisch den Wölfen und Raubvögeln zur Nahrung gedient hatte. An den meisten noch mit Haaren bedeckten Schädeln erkannte man deutlich, daß sie den Belagerten angehörten.

Ein Andenken an diese harte Belagerung, das mir von einem bey der Einnahme Otschakows gegenwärtigen russischen Regiments-Chirurgus verehrt wurde, habe ich, da ich dieses schreibe, noch vor mir. Es hatte damit folgende Bewandniß. Schon waren die Russen Meister der Stadt, und alles, was sich nicht gutwillig ergeben wollte, mußte unter dem Bajonette der Sieger den Tod finden. Demungeachtet war die Wuth und Verzweiflung der Türken so ungezügelt, daß Männer und Weiber, wenn gleich ihr Wider-

stand nunmehr vergeblich war, aus Fenstern und Schlupfwinkeln auf das russische Militair schossen. Unter andern war eine Türkin, deren Geburt herannahte, vermuthlich um sich und ihr Kind dadurch zu retten, verwegen genug, auf einen russischen Soldaten, der in ihre Wohnung hineintrat, ein Pistol abzuschießen; allein der Schuß verfehlte, und sie wurde auf der Stelle niedergestoßen. Noch in ihrem Todeskampfe gebahr sie ein lebendiges und vollkommen ausgetragenes Kind, welches der erwähnte Regiments-Chirurgus, den ein Zufall so eben bey dieser Scene ins Haus führte, aus Mitleiden zu sich nahm, um es zu verpflegen. Allein, aller angewandten Mühe ungeachtet, starb das Kind schon am dritten Tage nach der Geburt; es wurde also skelettirt, und dieses sehr vollkommene Skelett ist es, welches mir nachher der Chirurgus schenkte, und das ich zu seinem Andenken und zur Erinnerung an meinen Aufenthalt in Otschakow aufbewahre, und bis auf den heutigen Tag sehr glücklich konservirt habe.

Letzter Aufenthalt zu Cherson; Erdbeben daselbst; Abschied aus dem russisch-kaiserlichen Dienste; kurzer Aufenthalt zu Gruschewka; Ueberfall von Räubern; Ankunft in Riga.

Im Jahre 1790 mußte ich mein in Nikolajew bekleidetes Amt auf höhern Befehl verlassen, um bei dem Generalhospital zu Cherson angestellt zu werden. Es währte nicht lange, so zeigten sich sowohl bey mir, als bey meiner Gattin, traurige Folgen der bisher ausgestandenen Strapazen und des ungünstigen, wenigstens meiner Frau nicht zuträglichen Klima's. Schon früher hatte ich Anfälle von Krampfkoliken gehabt, nun schlug

meine Unpäßlichkeit in ein schweres Fieber aus, das mich zwey Monate lang an das Krankenlager fesselte. Meine Frau konnte des Chersonschen Climas durchaus nicht gewohnt werden, so sehr es auch mehrern hundert Menschen zuträglich und gesund war, sie ward immer hinfälliger; und, um unsern Kummer vollständig zu machen, verließ auch unsre Tochter, die damals noch einzige Zeugin unsrer ehelichen Liebe, die Welt, die auch ihr kein freudenvolles Loos darzubieten schien. Was konnte mich nun an Cherson fesseln, wo jeder Gegenstand, der mir ins Auge fiel, nur traurige Rückerinnerungen weckte? Oder durfte ich leichtsinnig genug seyn, es darauf ankommen zu lassen, ob die treueste Gefährtin und Theilnehmerin an meinen Leiden, die so geduldig mittragen half, wie es schwerlich eine andere gethan hätte, in der schönsten Blüthe ihrer Jahre gleichfall dahin welkte, und auf immer für mich verloren war? Wozu ich mich aus Pflicht nunmehr entschließen mußte, war keine Frage; ich reichte also das Gesuch um meinen völligen Abschied aus dem Dienst der Krone ein, welchen ich auch im Jahre 1791 im Monat April wirklich erhielt.

Etwa ein Jahr vor meiner Abreise aus Cherson mußte ich noch, um recht mannigfaltige Erfahrungen zu machen, Zeuge einer Naturbegebenheit seyn, die ich nur durch Nachrichten und Beschreibungen kannte. Diese war ein Erdbeben, mit welchem am 10ten April des Jahres 1790 diese schon manches Mal heimgesuchte Stadt bedroht wurde, und welches die Bewohner derselben in ein nicht geringes Schrecken versetzte. — Gleich nach zehn Uhr Abends, als ich eben mich zur Ruhe niederlegen wollte, fing der Erdboden unter meinen Füßen dergestalt an zu wanken, daß ich selbst wie ein Taumelnder die Festigkeit zu stehen verlor. Ich fragte meine Frau, die sich schon zu Bette gelegt hatte und eingeschlummert war: ob sie nichts bemerkt hätte, indem selbst das Bett so stark geschaukelt wurde, daß die Gardinen flatterten? Sie verneinte meine Frage. Nach einigen Minuten erfolgte ein zweiter Erdstoß, und nun bemerkte auch meine Gattin eine ganz fremdartige Bewegung in allem, was sie umgab; denn diese Erderschütterung war schon anhaltender, als die erste. Nach sechs bis acht Minuten erfolgte der dritte und stärkste Erdstoß, der es außer

Zweifel setzte, was eigentlich vorging. Das Bett bewegte sich stärker, als vorher, eben so wurde der Spiegel an der Wand hin und her geschleudert, und was nicht nagelfest war, das wurde aus seiner Stelle gerückt. Nun war nicht länger zu warten; meine Gattin und ich sprangen auf, kleideten uns schnell an und liefen auf den Hof. Beim Austritt aus der Hausthüre fand ich auch schon mehrere Menschen, Gesunde und Kranke, auf dem Hofe beisammen, welche durch den geschehenen Vorfall, und besonders durch den Einsturz eines Ofens in dem Hospital so erschrocken waren, daß sie aus Bestürzung nicht zu sagen wußten, was ihnen geschehen war. Mein nächster Nachbar, der Apotheker, kam ebenfalls mit ängstlicher Gebehrde zu mir gelaufen, und fragte mich: ob ich etwas ähnliches erfahren hatte? welches ich nicht anders, als mit ja beantworten konnte. Wo etwas Außerordentliches geschieht, da muß auch so oder anders der Aberglaube mit ins Spiel kommen, und so war es auch hier. Während des letzten und stärksten Erdstoßes, durch welchen, wie gesagt, in einem Krankenzimmer des Hospitals der Ofen ein-

stürzte, verschied einer der daselbst liegenden Patienten. Die andern Kranken, welche noch Kräfte fühlten, sich von ihrer Lagerstätte aufzuhelfen, liefen zum Hause hinaus, und weil sie sich die wahre Ursache der Erderschütterung nicht erklären konnten, so glaubten sie einstimmig: die scheidende Seele des Kranken habe bei ihrer Trennung von Körper die schwankende Bewegung der Erde und des Krankenhauses bewirkt. Als ich nachher in Gruschewka die Zeitungen zu lesen bekam, ersah ich aus denselben, daß die Gegend von Neapel um eben die Zeit durch ein furchtbares Erdbeben verwüstet worden sey, in welcher wir dasselbe zu Cherson wahrgenommen hatten.

Nach Liefland zu gehen, um dort mein Glück mit der Praxis zu versuchen, dazu bewogen mich mehrere Ursachen. Meine Gattin hatte dort Verwandte, und besonders noch einen Vater, der als musterhaft rechtlicher Bürger allgemein geschätzt wurde. Von dem gesunden Klima, welches diesem Gouvernement eigen ist, hoffte ich zuversichtlich die Wiederherstellung der Gesundheit meiner Gattin und meiner selbst; und endlich die günstigere Gelegenheit, mich wie-

derum in die Literatur meines Faches hineinzuwerfen, an welcher es mir seit 1785, wo meine wenigen Bücher bei der oben erzählten Zerstörung der Quarantaine zu Cherson mit verbrannt wurden, gänzlich gemangelt hatte, war für mich ein neuer, dringender Grund, gerade dort meinen bleibenden Aufenthalt nehmen zu wollen. Nur ein Umstand schien der Erzielung meiner Wünsche noch entgegen zu seyn, doch wie ich es nachher erfuhr, er schien es nur, denn späterhin wurde er die Ursache mancher Annehmlichkeiten, deren sonst ich, und noch mehr meine Gattin, entbehrt hätte. Meine Frau lebte nehmlich der Hoffnung, bald wiederum Mutter zu werden, und da die Zeit der Entbindung immer näher heranrückte, so glaubte ich gut zu thun, wenn ich so lange in Cherson bliebe, bis sie wieder hergestellt und im Stande wäre, die Reise nach Liefland anzutreten. Allein glücklicherweise wurde ich um diese, für mich ziemlich sorgenvolle Zeit mit dem Oekonomiedirektor der Fürstlich Wiäsemskoischen Güter in der Ekatharinoslawschen Statthalterschaft, Herrn Rosenpflanzer, bekannt, der früher das Amt eines Stadtrevisors zu Riga bekleidet hatte, und der meinen Schwiegervater sowohl als meine Frau sehr

genau kannte. Dieser würdige Freund meines Schwiegervaters war so freundschaftlich, uns auf dem Guthe Gruschewka, auf welchem er selbst wohnte, bis zur überstandenen Niederkunft meiner Gattin einen Verbleib anzubieten. Ja seine Güte gegen uns gieng so weit, daß er, weil er selbst schon den andern Tag, nachdem er mit uns Abrede nahm, wieder zurückreisen mußte, sich anheischig machte, uns bis Cherson Equipage entgegen zu senden. Wie es sich schon von selbst versteht, wurde ein so herzlich freundschaftliches Anerbieten mit dem verbindlichsten Dank und der innigsten Freude angenommen. Zehn Tage nachher waren wir im Stande, unsern so wohlwollenden Freund in seinem Hause zu begrüßen, woselbst wir auch von ihm auf das herzlichste bewillkommt wurden.

Meine Gattin hatte während unsers frohen Aufenthalts in Gruschewka ihren Mutterpflichten Genüge geleistet, und mir einen Sohn geboren; allein, ob sie gleich durch die unermüdete Pflege unsers Wohlthäters und seiner Wirthin schon in drei Wochen ihre volle Gesundheit wieder erlangt hatte, und wir bereits einen Aufenthalt von drei Monaten unter fort-

währenden Freundschaftsbeweisungen genossen hatten, so war unser an Wohlwollen unerschöpfliche Freund dennoch nicht geneigt, uns von sich zu lassen. Nur die Vorstellung, daß wir noch gerne in der guten Jahreszeit wo möglich unsre Reise zurücklegen und Riga erreichen wollten, bewog ihn, nicht weiter in uns zu dringen. Unser Wohlthäter war es nun, der sich alle Mühe gab, unsre Reise zu beschleunigen; er versorgte uns mit einem reichlich gefüllten Korbe mit Wegekost; und mit eignen Pferden und mit einem gedungenen Fuhrmann und Bedienten traten wir die Reise nach Liefland an. Die Stunde der Trennung schlug; mit welchem Herzen wir uns von einander trennten, mit welcher innigen Rührung wir unserm theuren Freunde Dank und Lebewohl sagten, das sey hier nicht weiter berührt, denn wer in ähnlichen Fällen sich befand, wird es wissen, daß, weil alsdann das Herz mehr als der Mund spricht, man auch von ädlen Menschen am besten verstanden wird.

Unser Wohlbefinden in dem Hause eines uns eben so achtungswerthen, als nunmehr auch innig theuer gewordenen Mannes, hatte uns auch für

unsre Reise so glücklich gestimmt, daß in unsrer Seele fast kein Gedanke an Unannehmlichkeit oder bevorstehender Gefahr Raum gewinnen konnte. Doch wie unangenehm wurden wir aus dieser uns so wohlthuenden Gemüthsstimmung herausgerissen, als plötzlich, etwa zehn Werste von Krementschug, in der Abenddämmerung vier riesenhafte baumstarke und hinlänglich bewaffnete Reuter auf uns zusprengten und unsre Pferde in den Zügel griffen, und von denen wir nur zu bald die Bestätigung erhielten, daß sie Straßenräuber waren. Man denke sich unsern Schrecken und unsre Angst. Meine Gattin, über deren Gesicht sich Todtenblässe verbreitet hatte, und die an ihrem ganzen Körper zitterte, konnte kein Wort hervorbringen, sondern nur leise Seufzer ausstoßen. Ihr noch nicht vier Monate alter Säugling, den sie an der Brust liegen hatte, verfiel durch die Mittheilung der schadhaft gewordenen Milch in nachherige Zuckungen, die eine schwere Krankheit nach sich zogen, an deren Folgen er kurz nach unsrer Ankunft in Riga starb. Zwar hatte ich selbst einen Säbel an der Seite und ein Paar gut beschickte Pistolen; mein Diener hatte eine geladene Flinte;

doch was half das alles; Angst und Schrecken hatte sich ohnehin unser bemächtigt, und wenn das auch nicht gewesen wäre, Gegenwehr konnte wegen der an Zahl und Kraft uns überlegenen Gegner nicht statt finden. Auf die Forderung dieser Banditen, ihnen unser Geld und unsre Habseligkeiten auszuliefern, konnten wir also nichts weiter thun, als das Unsrige willig hergeben, und sie bitten, daß sie uns wenigstens das Leben und die Equipage ließen. Einer dieser Räuber schien freilich noch schlimmere Absichten zu haben, wenigstens ließ seine Statur, seine mörderisch-boshafte Gesichtsbildung und sein gefühlloses Betragen fürchten, daß er uns ein gleiches Schicksal zugedacht habe, wie er es andern Reisenden vielleicht schon beschieden haben mogte, das heißt, auch uns durch einen Todesstoß außer Stand zu setzen, daß wir irgendwo seines Verbrechens erwähnten, oder uns darüber beschwerten. Jetzt mußten wir aussteigen; der ganze Wagen wurde auf das sorgfältigste untersucht, der Koffer aufgebrochen, wozu nicht einmal der Schlüssel verlangt wurde, der größte Theil unsrer Kleidungsstücke und Wäsche, und außerdem ein Beu-

tel mit 250 Silberrubeln und 5 Imperialen herausgenommen. Auch an uns wurde eine strenge Durchsuchung vorgenommen, und obgleich meine Frau und ich die Taschen willig leerten, und die darin befindlichen Kleinigkeiten den Händen der Banditen preis gaben, auch versicherten, daß wir jetzt durchaus nichts mehr bei uns hatten, so wurden uns dennoch die Kleider vom Leibe gerissen, und auf das genaueste nachgesucht, mit der Androhung, daß wenn sie etwa noch Bankonoten finden würden, die wir verheimlichten, es uns das Leben kosten sollte. Wir blieben bei unsrer Versicherung. Als sich die Räuber überzeugt glaubten, daß nichts Nehmenswerthes bei uns weiter zu finden sey, bemächtigten sie sich noch meines neuen Mantels, und meiner Frau wurde ein seidenes Tuch, das sie um die Schultern geworfen hatte, weggenommen. Zum Schlusse berathschlagten die Mörder und Räuber noch, ob sie uns das Leben lassen sollten oder nicht; ihre Berathschlagung fiel endlich dahin aus, daß wir zwar unsers Weges fahren durften, ich mich aber an Eidesstatt verbindlich machen mußte, nirgend gerichtlich anzuzeigen, was zwischen uns und ihnen

vorgefallen war. Dies geschah; sie entfernten sich, und wir waren froh, und dankten unserm Schöpfer, den mordsüchtigen Händen dieser Unmenschen entkommen zu seyn. Glücklicherweise hatte ich schon bei dem Anfange dieser traurigen Begebenheit 325 Rubel Bankoassignationen aus meiner Brusttasche gezogen und sie zusammengerollt unter den Haarzopf versteckt. Diese blieben uns; und da wir uns nirgends aufzuhalten Veranlassung fanden, so konnten wir mit der erwähnten und glücklich geretteten Summe unsre Reise fortsetzen und vollenden. In der 7ten Woche, nachdem wir von Gruschewka abgereist waren, kamen wir im Monat September in Riga an.

Aufenthalt in Riga und Liefland.

Bei meiner Zurückkunft nach dem mir früher schon so lieb gewordenen Riga mußte es aus sehr begreiflichen Ursachen mein vornehmstes Bestreben seyn, mir daselbst eine medicinische Praxis zu verschaffen, welche meinen gewählten Aufenthaltsort mir und meinen Angehörigen angenehm zu machen vermogte. Ich traf auch schon zu diesem Behuf alle Anstalten, richtete mich häuslich ein, und erwartete geruhig, was mein Schicksal mir bescheiden würde. Allein, kaum fieng ich an zu glauben, daß ein fester Wohnsitz, und mit ihm die ersehnte Ruhe mein Loos seyn würde, so erhielt ich bereits einen Ruf, der mich wieder aus

der Stadt entfernte. Die Frau Konsistorialassessorin von Meck zu Pernigel, welche schon lange kränklich war, und besonders mit Krämpfen und hysterischen Zufällen zu kämpfen hatte, wünschte es dringend, für sich und ihre Familie einen Arzt anzustellen. Durch den damals lebenden Herrn Lieutenant von Stein wurde ich der Frau von Meck empfohlen. Da man mir sehr annehmliche Bedingungen vorlegte, und die Frau von Meck gütig genug war, meine Einwendung, ob nicht ein unverheiratheter Arzt vor mir den Vorzug verdiene, indem ich es nicht verlangen dürfe, daß meine Familie gleichfalls in ihr Haus aufgenommen würde, dadurch zu beseitigen, daß sie versprach, meine Angehörigen wie die Ihrigen anzusehen, so war alle fernere Bedenklichkeit gehoben. Ich zog im Jahre 1792, nachdem drey Monate zuvor mir auch mein zweiter Erbe gestorben war, nach Pernigel, und ich würde mich einer höchst sträflichen Undankbarkeit schuldig machen, wenn ich es nicht noch jetzt bekennte, daß die sieben Jahre, die ich im fortwährenden Genuß der wünschenswerthesten Zufriedenheit in dem von Meckschen Hause verlebte, zu den angenehm-

sten Jahren meines Lebens gehören. Meine unermüdete Wohlthäterin hatte sich bereits an mich und meine ärztliche Behandlung so sehr gewöhnt, daß endlich, als im Jahr 1799 Verhältnisse in ihrer Familie eintraten, die, wie man glaubte, meine Entfernung von Pernigel rechtfertigen würden, sie dennoch sich nicht entschließen konnte, mich zu entlassen. Selbst als unsre beiderseitige Trennung nicht mehr aufgehalten werden konnte, und ich ihr meinen letzten Dank und mein Lebewohl sagen wollte, versuchte sie es, diesem ihr so unangenehmen Augenblick auszuweichen. Und als ihr dies nicht gelang, ergriff sie unter bittern Thränen meine Hand und sagte: "Nun Sie mich verlassen, Herr Doktor, werde ich wohl nicht lange mehr leben." Leider ging dieses selbst gesprochene Todesurtheil schon vier Monate nach meiner Abreise von Pernigel in Erfüllung.

Mein siebenjähriger Aufenthalt zu Pernigel gab mir, wenn mich auch gleich die benachbarten Güther Susikas, Kürbis, Ulpisch ꝛc. um ärztliche Beihülfe ersuchten, immer nur so viele Beschäftigung, daß ich noch manchen Tag und man-

che Stunde dem ruhigen Fortstudiren der Arzneikunde widmen konnte. Zu dieser mir von Amts wegen wichtigen Fortbildung meiner selbst, gesellte sich noch die Liebhaberei an Naturwissenschaften, vornehmlich an die Naturgeschichte. Aus dieser, jedem Geschäftsmanne so trostreichen und erheiternden, aber auch, wie Kenner es mir zugestehen werden, unerschöpflichen, und für den Einzelnen jetzt fast unübersehbaren Wissenschaft wählte ich mir die Zoologie, zu deren eifrigerem Studium mich insbesondere der noch lebende Herr Landrath Baron von Ungern-Sternberg aufforderte. In zwei Jahren hatte ich, theils selbst, theils durch gütige Unterstützung des Herrn Assessors von Aderkas zu Kürbis, eines eifrigen Freundes der liefländischen Naturkunde, wie auch von andern theilnehmenden Freunden, nicht nur eine beträchtliche Sammlung von Insekten, sondern auch mehrere inländische Vögel, Amphybien u. s. w. zusammen gebracht, und versucht, mehrere derselben zu zeichnen und das von mir beobachtete Merkwürdige ihrer Lebensart anzugeben. Herr Landrath von Ungern-Sternberg ließ es auch fernerhin nicht an mündlichen und schriftlichen Aufmunterungen

zur Fortsetzung dieses Studiums fehlen, und da er selbst ein auserlesenes Kabinet von liefländischen seltenen Amphybien und Insekten besaß, so war er so gütig, auch mir dasselbe zum Kopiren des Wichtigsten und Merkwürdigsten anzubieten. Auch war er der erste, der mir den Vorschlag machte, eine Naturbeschreibung der in Liefland einheimischen Thiere herauszugeben, welcher Vorschlag aber erst im Jahre 1806 ins Werk gerichtet werden konnte.

Nach meiner Zurückkunft in Riga wollte ich es wieder versuchen, mich daselbst als praktischer Arzt für immer niederzulassen. Freilich war meine Praxis anfangs wegen der wenigen Bekanntschaft, die ich daselbst hatte, nur beschränkt, damit war aber keinesweges die Hofnung zu ihrer Erweiterung abgeschnitten. Allein, kaum war ein halbes Jahr verflossen, so beehrte mich der Herr Raths- und Oberkämmerherr Neuenkirchen, der damals das Amt des Inspektors der Stadt-Patrimonialgüter bekleidete, mit dem Antrage, die Stelle eines Stadtarztes auf diesen Gütern anzunehmen. Mein sich dahin beziehendes Gesuch bei

Einem Hochedlen Rath wurde günstig aufgenommen, und mir das Amt des Arztes der im Rigaschen Stadtgebiete gelegenen Güther Pinckenhof Holmhof, Beberbeck und Olay aufgetragen, auch auf ersterem Guthe mir eine besondere Wohnung eingeräumt. Auch hier hatte ich meinen Aufenthalt sieben Jahre hindurch, und bei allen meinen ärztlichen Geschäften noch Zeit genug, mich der medicinischen Literatur und der Naturgeschichte zu widmen. Da die vom Doktor Jenner vorgeschlagenen Schutzblattern sich auch bald durch ihren entschiedenen Werth in Liefland Eingang verschafften, so ließ ich es mir gleichfalls angelegen seyn, diese wichtige Entdeckung für meinen Geschäftskreis nützlich zu machen. Ich impfte nicht nur im Rigaschen Stadtgebiete über 500 Kindern die Schutzblattern ein, sondern gab auch noch zur weiteren Beförderung derselben ein kleines Werk unter dem Titel: „Zweckmäßige Anleitung zur Impfung der Kuhpocken, eine Volksschrift für Lieflands Bewohner, Riga 1804," heraus.

Obgleich mir die weitere Ausbildung meiner

Kenntnisse in der theoretischen Arzneikunde während meines ganzen Aufenthalts in Liefland wichtige Angelegenheit war; und obgleich die erlangte größere Lokalkenntniß von Liefland mich in den Stand gesetzt hatte, manche für den praktischen Arzt interessante Beobachtung oder Erfahrung mir zu eigen zu machen, so mußte ich dennoch Anstand nehmen, mit dem was ich wußte sogleich als Schriftsteller hervorzutreten. Allein die wiederholten Anfragen und Bitten mehrerer mir verehrungswerthen Gutsbesitzer in Liefland, deren gerechtem Wunsche nach einer populairen Anweisung über die Kur der Bauerkrankheiten wohl Niemand mit Grund etwas entgegnen konnte, bewogen mich, im Jahre 1806 nach meinen damaligen Kräften und Einsichten ein medizinisch-praktisches Handbuch für die gebildeten Stände der Landbewohner Lief-Ehst- und Kurlands, zum Gebrauch bei ihren Unterthanen," heraus zu geben. Ich weiß es jetzt sehr wohl, daß ein Werk über dieses Thema ganz anders hätte geschrieben werden müssen, als das meinige damals abgefaßt ist. Die gütige Nachsicht, mit der diese Anleitung über Bauerkrankheiten auf-

genommen wurde, und der Nutzen, den sie stiftete, und um dessen willen sie selbst hin und wieder Beyfall fand, waren dennoch erfreulich und belohnend.

Mein Studium der Insectologie war mir zu lieb geworden, als daß ich diese für meine übrigen Mussestunden so schätzenswerthe Beschäftigung nicht noch mit größerm Eifer betrieben hätte. Da insbesondere meine Handzeichnungen von Insecten mir so glücklich geriethen, daß sie allgemein den lauten Beyfall der Kenner erhielten, so wagte ich es, in eben diesem Jahre eine Sammlung solcher Insectenabbildungen Seiner Russisch-Kaiserlichen Majestät, unsern allgeliebten Kaiser Alexander dem Ersten, zu dediciren, und allerunterthänigst zu überreichen. Was ich zu erwarten kaum wagen durfte, das wiederfuhr mir dennoch von der Huld und Milde Sr. Kaiserlichen Majestät. Ich erhielt von Sr. Excellenz, dem Herrn Geheimerath und Senateur von Muravieff ein höchst ehrenvolles Schreiben, wobey ein Brillantring erfolgte, den mir Seine Majestät allergnädigst geruht hatten zu übersenden. Auch Ihro Kaiserliche Majestät, die jetzt regierende Frau und Kaiserin Elisabeth Alexiewna, wie auch

Ihro Kaiserliche Majestät, die verwittwete Frau und Kaiserin Maria Feodorowna, geruheten nicht nur, huldreichst mein Anerbieten mit Wohlgefallen aufzunehmen, und mich mit Hoch-Dero Allergnädigsten Handschreiben zu beglücken, sondern mich auch Höchst-Beiderseits mit Brillantringen zu beehren. Das Glück, bereits sechs Brillantringe von dem Russisch-Kaiserlichen Hause erhalten zu haben, dies ist die ehrenvolle Frucht meines mehr als zwanzig Jahre auf das Studium der Zoologie verwandten Fleißes.

Gegen das Ende des Jahres 1806 versuchte ich es, den in Riga und Liefland lebenden Freunden der Naturgeschichte einen Plan zur Bearbeitung eines zoologischen Werks für dieses Gouvernement vorzulegen. Er fand so vielen Beyfall, daß ich im Stande war, zu Anfange des folgenden Jahres das erste Heft der „Getreuen Abbildungen und naturhistorischen Beschreibung des Thierreichs aus den nördlichen Provinzen Rußlands, insonderheit von Liefland, Ehstland und Kurland," *) herausgeben zu

*) Bis jetzt sind von diesem Prachtwerke (Folio, Kupfer

können. Meine Erkenntlichkeit gegen die mir schon bewiesene hohe Gnade der Allerhöchsten Kaiserlichen Familie gab mir den Muth ein, dieses Werk Seiner Kaiserlichen Majestät zuzueignen. Die ausgezeichnete Gnade, mit welcher Seine Majestät diese geringen Früchte meines Fleißes zu beglücken geruhten, bezeigten mir Höchst-Dieselben durch die Erhebung zum Collegien-Assessor und durch Zusendung eines schätzbaren Brillantringes.

Aufgemuntert durch diese Kaiserliche Gnadenerweisung und durch den allgemeinen Beyfall, den die ersten Hefte dieses zoologischen Werks erhalten hatten, entschloß ich mich, auch die wildwachsenden einheimischen Pflanzen in bildlicher Darstellung, mit einem vollständigen Text begleitet, unter dem Titel: Flora Livonica, herauszugeben, wovon bereits auch schon zehn Hefte erschienen sind.

auf Schweizer-Velinpapier, Text auf feinem Schreibpapier) acht Hefte, welche zwey Bände ausmachen, die vierzig illuminirte Kupfertafeln enthalten, erschienen, und es wird dasselbe, da mein Naturalienkabinet mir einen reichlichen Vorrath von Materialien zur fernern Bearbeitung dazu darbietet, fortgesetzt werden.

Auch mehrere gelehrte Gesellschaften im russischen Reiche sowohl, als im Auslande, haben meinen literarischen Fleiß berücksichtigt und mit Beyfall aufgenommen. Eine Folge dieser wohlwollenden Gesinnung gegen mich war die Zusendung ihrer Diplome. Die kaiserliche medicinisch-chirurgische Akademie zu St. Petersburg ernannte mich zu ihrem korrespondirenden Mitgliede. Die moskowische naturforschende Gesellschaft, die freye ökonomische Gesellschaft in St. Petersburg, die liefländische ökonomische Societät in Riga, die königlich-ostpreussische physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Königsberg, und die wetterausche naturforschende Gesellschaft in Hanau, nahmen mich theils als Mitglied, theils als Ehrenmitglied in ihre Gesellschaften auf.

Um bei keinem meiner Leser den Vorwurf einer grundlosen Ruhmredigkeit zu verdienen, setze ich die beyfolgenden Originalbriefe wörtlich oder in deutscher Uebersetzung her, welche die mir von Sr. Kaiserlichen Majestäten Allergnädigst verliehenen Ehrenbezeugungen beurkunden.

I.

Seine Majestät, der Kaiser, haben gnädigst geruhet, das Höchst-Denenselben von Ihnen zugeeignete Manuscript, die liefländische Entomologie betreffend, mit Beyfall aufzunehmen, indem Sie die Natur sehr treffend vorgestellt haben. Höchst-Dieselben geruheten hierbey anzubefehlen, Ihnen die hohe Gnade Seiner Majestät zu versichern und den hierbey folgenden Brillantring zuzusenden, über dessen Empfang Sie die Güte haben werden, mich zu benachrichtigen. St. Petersburg, den 10. Sept. 1802.

M. v. Muravieff,
Geheimerath und Senateur.

II.

S. T.

Hochzuehrender Herr!

Ihro Kaiserliche Majestät, unsre Allergnädigste Kaiserin Mutter, haben mit allerhöchstem ganz besonderm Wohlgefallen die von Ihnen dargebrachte Beschreibung und Abbildung liefländischer Insekten und Amphibien aufzunehmen geruhet, und mir Allergnädigst aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß Al-

lerhöchst-Dieselben die vortrefliche Ausführung dieses Werks mit vorzüglichem Vergnügen sehen, und zum Zeichen der Allerhöchsten Zufriedenheit Ihro Kaiserlichen Majestät Ihnen beyfolgenden Brillantring einzuhändigen. Ich entledige mich mit Vergnügen hiermit dieses angenehmen Auftrages, und habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn

Ihr

Pawlowsk,
den 8. Mai 1803.

ergebenster Diener
G. Willamoff.

III.

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr!

Seine Kaiserliche Majestät, unser Allergnädigster Kaiser und Herr, geruheten huldreichst für die Zusendung Ihrer Beschreibung der Naturgeschichte Ihnen den lautesten Beyfall zu erkennen zu geben, und überreichen Ihnen hiermit, als ein Zeichen Dero Allerhöchsten Wohlwollens, dies hier beygefügte Geschenk, von dessen Erhaltung Sie nicht erman-

geln werden mir gütige Nachricht zu geben. Ich habe die Ehre mit Hochachtung zu verbleiben

Nr. 315. Ewr. Hochwohlgeboren

St. Petersburg, gehorsamster Diener
den 22. Februar 1805. M. v. Muravieff.

IV.

Wohlgeborner,
Hochgeehrtester Herr!

Ich habe die Gnade gehabt, das von Ewr. Wohlgeboren mir zugesandte, und des Kaisers Majestät dedicirte naturhistorische Werk Allerhöchst-Demselben zu überreichen. Seine Majestät haben diesen Beweiß Ihrer Aufmerksamkeit gnädig aufgenommen, und mir befohlen, Ihnen als ein Merkmal Kaiserlichen Wohlgefallens einen brillantenen Ring einzuhändigen, den ich Ihnen beyliegend übersende. Ich bin mit Achtung

Nr. 2416. Ewr. Wohlgeboren

St. Petersburg, ergebenster Diener
den 16. Octbr. 1806. Mich. v. Muravieff.

V.

Mein Herr!

Das medicinische Conseil hat nach der Beprü-
fung der von ihnen eingesandten Schrift, eines po-
pulairen medicinisch-praktischen Handbuchs für Lief-
Ehst- und Kurland ꝛc., dieselbe mit Beyfall angenom-
men, und befunden, daß sie eine Aufmerksamkeit der
Oberbehörde verdiene. Hiervon gebe ich Ihnen diese
Nachricht, und halte es für eine angenehme Pflicht,
Ihnen die Erkenntlichkeit der Oberbehörde zu bezeu-
gen, welche Sie sich durch ihre löbliche Mühe im
gelehrten Fach erworben haben. Mit wahrer Ach-
tung habe ich die Ehre zu seyn

Ihr

St. Petersburg, gehorsamer Diener
den 19. Juni 1807. Graf W. Kotschubey,
Minister des Innern.

VI.

Wohlgeborner Herr!

Die Kaiserliche medicinisch-chirurgische Akade-
mie, welche sich bemüht, durch einen wissenschaftli-
chen Verein und mehr noch durch die Verbindung
mit Männern von berühmten Namen und vielum-

fassenden Verdiensten, sich selbst zu veredeln und mannigfaltigere Hülfsmittel ihrer Studien zu verschaffen, hat Sie, Hochgelahrter Herr! wegen ihrer großen Verdienste in der gelehrten Republik, mit allgemeiner Zustimmung am 11. Juni 1810 unter die Zahl ihrer korrespondirenden Mitglieder aufgenommen. Vermöge dieses Rechts der Mitgliedschaft hofft dieselbe um so zuversichtlicher: daß Sie bei Ihrer großen Liebe zu den Wissenschaften alle Ihre gefälligen Bemühungen zum gemeinen Nutzen anwenden, und den zu gegenseitigen Diensten bereitwilligen Akademikern behülflich seyn werden.

St. Petersburg, den 26. Dec. 1810.

Jacob Wylie,

Russisch-kaiserlicher wirkl. Staatsrath, Ritter des St. Wladimir-Ordens dritter Classe, Doctor der Medicin und Chirurgie, Seiner Kaiserlichen Majestät erster Leibarzt, erster Inspector des Kriegs-Medicinalwesens, Dekan des medicinischen Conseils, Prases der Kaiserlichen medicinisch-chirurgischen Akademie u. s. w.

Johann Orlay,

Russisch-kaiserlicher Collegienrath, Ritter des St. Wladimir-Ordens vierter Classe, Doctor der Philosophie, Medicin und Chirurgie, Kaiserlicher Hofarzt, und der medicinisch-chirurgischen Akademie beständiger Secretaire.

VII.

Nr. 1640.

Wohlgeborner Herr!

Die mir von Ihnen zugestellte Naturgeschichte des Thierreichs aus den liefländischen und kurländischen Gouvernements habe ich das Glück gehabt, Ihren Kaiserlichen Majestäten, dem Kaiser und der Kaiserin Elisabeth Alexiewna, zu überreichen.

Seine Kaiserliche Majestät geruheten aus allergnädigster Aufmerksamkeit für ein solches Opfer, und überhaupt für Ihre mit einem so guten Erfolge begleiteten Beschäftigungen für den so sehr nützlichen als nothwendigen Gegenstand der Oekonomie und Statistik des Reichs, Allerhöchst zu befehlen, Sie zum Collegien-Assessor zu erheben, welchen Befehl ich auch dem dirigirenden Senat am 1sten December angezeigt habe.

Ueberdem hat es Seiner Kaiserlichen Majestät gefallen, Sie mit dem hierbey überschickten brillantenen Ring zu begnadigen.

Ich schließe dieses mit der Versicherung, daß

ich es mir für ein besonderes Vergnügen rechne, die Gnade des Monarchen auf Sie gerichtet zu haben.

Gehülfe des Ministers der innern Angelegenheiten:

Osip Kosodawleff.

St. Petersburg, den 3. Dec. 1810.

VIII.

Herrn Collegien-Assessor Drümpelmann.

Ihro Kaiserliche Majestät Elisabeth Alexiewna geruheten Allergnädigst, Sie mit dem allhier beyfolgenden brillantenen Ringe, für Ihr naturhistorisches Werk des Thierreichs aus den lief- ehst- und kurländischen Gouvernements, welches ich Ihro Kaiserlichen Majestät allerunterthänigst überreicht habe, zu beschenken.

St. Petersburg, den 31. Jan. 1811.

Minister des Innern:

Osip Kosodawleff.

Nr. 181.

* * *

Mit diesen Nachrichten, welche, wie in der Vorrede dieses Werkes gesagt, vornehmlich für meine im Auslande noch lebenden Verwandten und Freunde niedergeschrieben sind, schließe ich die Geschichte meines Lebens und meiner frühern Schicksale. Reichthümer zu erzielen, war nie mein Wunsch, und ist es jetzt am wenigsten, da meine Erfahrung mich belehrt hat, daß Beschäftigung mit dem, was Andern nützt und wohlthut, und ein so reiches Maaß von häuslicher Zufriedenheit, als mir mein Glück beschieden hat, einen Lebensgenuß gewähren, den man, wenn man seine bleibende Würde kennt, wohl niemals aufgeben wird. Im Februar dieses Jahres erlebte ich die Freude einer fünfundzwanzigjährigen Eheverbindung, ein Ereigniß, auf welches ich mit desto innigerem Danke gegen mein Schicksal zurück sehe, wenn ich mich zumal dessen erinnere, was meine treue Lebensgefährtin mir in den mühevollen Jahren meines Aufenthalts zu Cherson und Nikolajew war. Ich schließe mit dem Wunsche, daß die Vorsehung bei meinem herannahenden Alter mich bey Gesundheit erhalte, damit es mir gelingen möge, aus meinen sechs noch lebenden und unversorgten Kindern, unter welchen vier Söhne sind, Men-

schen bilden zu können, die durch anspruchlosen Fleiß, durch Rechtlichkeit und unverdrossene Geschäftsliebe sich dereinst das Wohlwollen und die Zuneigung ihrer Zeitgenossen dergestalt erwerben mögen, als es mein eigenes Bestreben, und wie ich hoffe, nicht vergebens gewesen ist.

Verbesserungen.

Seite 36, Zeile 3 von oben, lies statt Fensterscheiben, Schiebefenster.

— 96, — 11 — — — — benannte, bemannte.